This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B
2967
B6U2

Z 072

Gift of

Leona I. Forster Fund

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Über das

Verhältniß der beiden Volkstämme in Böhmen.

Drei Vorträge

im Jahre 1816 an der Hochschule zu Prag gehalten

von

Dr. Bernard Bolzano

k. k. Professor der Religionswissenschaft.

„Viribus unitis.“

Wien, 1849.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

40

B2967
B6U2

Wenn ich noch so lieblich redte,
Wenn ich Engelzungen hätte,
Ohne Liebe wär' mein Herz:
Wär' ich nur ein tönend Erz!

1 Kor. 13, 1.

Vorwort.

Wer bei irgend einem Aufſatze dieſes Verfaſſers im Zweifel wäre, ob derſelbe aus einer andern Geſinnung hervorgegangen ſei, als aus der innigſten Liebe zu denen, an die er gerichtet, ja zu der Menſchheit ſelbſt, für deren äußere und innere Zuſtände er die lebendigſten Gefühle hegte: der müßte von des Mannes perſönlichen, häuslichen und öffentlichen Verhältniſſen und Beſtrebungen ſogut wie nichts vernommen haben.

Wer einen Aufſatz desſelben und beträfe er einen Gegenſtand von viel minderem Belange als die gegenwärtigen, ohne die Vorausſetzung zur Hand nähme, daß Bolzano nur nach gewiſſenhafter Erforſchung, deutlichſter Erkenntniß, mit allſeitiger Beſtimmtheit und Sicherheit ſo oder anders geurtheilt habe: dem iſt dieſes Lehrers geiſtiger Reichthum, die Emſigkeit ſeiner Vorarbeiten, ſein Umblick nach allen Spuren der Wahrheit, die Strenge der Anforderung an die eigene Leiſtung, die Bereitwilligkeit im Prüfen, Ändern und Verbeſſern des zehnmal Ver-

ſuchten, endlich ſeine Pflichttreue im Erfüllen jeder Bedingung, durch welche die Menſchen weiſer, beſſer, glücklicher werden: dem iſt, ſagen wir, alles dies wohl gänzlich unbekannt geblieben.

Endlich wer wenigſtens bei dem Stoffe der vorliegenden Reden befürchtet, ihr Verfaſſer werde — etwa aus unverſchuldetem Mangel an Kenntniß der Sachlage — in ſeiner Darſtellung und den hieraus gefolgerten Rathſchlägen etwa der Oberflächlichkeit oder Parteilichkeit zu zeihen ſein, alſo Diejenigen nicht befriedigen können, die aus Vorliebe oder Gewohnheit einem der beiden Volkſtämme angehören; mit Einem Wort, er werde hier wenigſtens ein nutzloſer Prediger — zumal in unſern Tagen ſein: der wolle nur ſogleich den Augenſchein nehmen, und in dem einzelnen Beiſpiele an ſich ſelbſt erfahren, inwiefern die Sprache der Wahrheit, welche Bolzano redet, zu ſolchen Beſorgniſſen Anlaß gibt.

Indeſſen wahr iſt es doch, daß Beſorgniſſe auch entſtehen, wo eben kein Grund zu denſelben vorhanden iſt. Mehr als ein Menſchenalter iſt ſeit der Abhaltung dieſer Vorträge verfloſſen; Parteien haben ſich ſeitdem gebildet, und es liegt im Begriffe derſelben, daß ſolche niemals ganz frei von Leidenſchaften ſind. So kann es kommen, daß die Art wie Bolzano, der begeiſterte Sachwalter jeder guten Sache, ſeine ſlaviſchredenden Landesgenoſſen hier, ſowohl der deutſchen Bevölkerung wie der öſterreichiſchen Verwaltung an das Herz gelegt, manchem unſerer heutigen Leſer nicht mehr genügen werde. Unſtreitig haben gewiſſe Verhältniſſe, die hieher bezüglich, ſich erſt in neueſter Zeit geſtaltet oder ſind doch erſt jetzt zu entſcheidender Klarheit und Wichtigkeit erwachſen. Der politiſche oder wie es Viele lieber hören, der literariſche Begriff des Slaventhums, die Ausſicht auf ein neues und volksthümliches Gemeindeleben, die Entfaltung einer hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Literatur, die

zu selbständiger Geltung zu gelangen wünscht, sowie die verhängnißvolle Bedeutsamkeit, welche die Neuzeit überhaupt den Schlag- und Stichwörtern »Nationalität,« »Gleichberechtigung« u. s. w. verliehen — das sind freilich Dinge, welche im Jahre 1816 dem Verfasser noch nicht so geläufig sein konnten, wie jenen, deren Beruf es war, sie allmälig in den Vordergrund der geistigen Bewegung zu drängen. Seinem besondern Zwecke gemäß beschränkte derselbe seinen Blick nur auf die Grenzen des böhmischen Vaterlandes, hatte er vornehmlich nur den sittlichen, häuslichen, bürgerlichen Zustand seiner Landsleute im Auge, und ergriffen von dem Gefühle des Größten aller Menschenfreunde, der sein Volk betrachtend ausrief: »Wie jammert mich des armen Volkes, das zerstreut wie die Schafe und ohne Hirten ist!« (Matth. 9, 36.) — öffnete er den Mund und sprach die einfachen Worte, deren Wahrheit späte Ereignisse nicht abändern, wohl aber erschütternd bestätigen konnten.

Auch wenn die gesetzlichen Schranken, innen welcher ein öffentlicher Beamte sich damals äußern durfte, es gestattet hätten, Rügen, Aufforderungen und Rathschläge tiefer in das Gebiet des Staatlichen zu erstrecken: so gebot es dem Verfasser schon seine Stellung als Religionslehrer, zumal einer nicht durchgehends männlich gereiften Zuhörerschaft gegenüber, sein Hauptaugenmerk beinahe ausschließlich auf die allgemeine geistige Vervollkommnung derselben, auf die Berichtigung ihrer Begriffe, Belebung ihrer sittlichen Gefühle, Regelung ihrer nächstliegenden Handlungsweise zu richten. Er hielt still an seiner Obliegenheit als christlicher Lehrer, als geistlicher Agitator, welcher, »das Salz der Erde, das Licht der Welt« (Matth. 5, 13.), die innersten Kammern des Gemüthes zu erregen berufen ist. Andere haben andere Aufgaben als Stimmführer des Volkes, als Leiter der Bewegung, als Sprecher des Tages, Verbesserer der Sitte und Einrichtungen, als unerschrockene, uner-

mündliche Sachwalter des Rechts vor den Gewaltigen und Herrschern. Allein selbst diese, dürfen sie geringschätzen den Lehrer der Religion der Liebe, die zur »wahren Freiheit« führt, zur Freiheit von Irrthum und Leidenschaft (Gal. 5, 13.)? Der Verfasser gehörte einem Staate an, der offenkundig ein deutscher war; einem Lande mit deutscher Verwaltung; einer Hochschule mit deutscher Bildung und Einrichtung; einem Lehrstuhl mit Schülern, die — welchem Volkstamm sie zunächst angehören mochten — doch Alle deutschen Unterricht erwarteten und meist für deutsche Ämter sich bildeten. Im Unterricht und Benehmen gewahrte Niemand nur an Bolzano's Amtsgenossen schon ein Sondern der Nationalitäten, zum wenigsten an Bolzano selbst. Nur Ein Ziel hatten Alle vor sich, Bildung und Fortschritt zur Humanität; keine Kluft, keine Mauer trennte die Jugend beider Stämme, gemeinsam war Alles; Alles schien ein und dasselbe Volk. Einer dieser Lehrer war es, der hochbegabte J. G. Meinert († 17. Mai 1844), der auf deutschen Hochschulen im Auslande gebildet, noch in höherem Alter die böhmische Sprache erlernte und Schreiber dieses, den Sohn stockdeutscher Eltern, als »jungen Slaven« dem Altmeister Dobrovsky empfahl, von welchem auch sofort das Altslavische mit dem Neuling vorgenommen wurde. Bei Bolzano, deutsch durch Erziehung und Bildung, war es sicher der weltbürgerliche, die ganze Menschheit umfassende Sinn, der ihn mit gleicher Liebe zu seinen deutschen wie čechischen jungen Freunden zog. Ein Mensch wollte er sein in vollster schönster Bedeutung des Worts, und Menschen wollte er bilden. »Fortschreiten soll ich!« lautet der Wahlspruch, den er noch zwei Jahre vor seinem Hinscheiden unter sein Bildniß setzen ließ; fortschreiten wollte er in Erkenntniß der Wahrheit, in tugendhaftem Streben, und Gemeinnützigkeit war der Maßstab, nach welchem er den Werth beider, der Wahrheit und Tugend schätzte.

Einem Bolzano war es unmöglich, nur Slave oder nur Deutſcher zu ſein. Wie er, von Geburt ein Chriſt, den Juden ſchätzte; wie er, durch Wahl Katholik, den Nichtkatholiken ehrte: ſo begegnete er, durch Bildung ein Deutſcher, im Slaven nur dem — Menſchen. So gab er auch keiner Sprache, keiner Literatur den Vorzug; er ſah nur nach dem — Wahren, Schönen und Guten, was ſie boten. Wenn ihn dennoch das Deutſche zumeiſt beſchäftigte, ſo war es, weil kein anderes Volk mit gleicher Vorliebe die Begriffswiſſenſchaften pflegte; und in der Förderung der letztern erblickte er allerdings die eigentliche Aufgabe ſeines Daſeins. Gerade die Unterſuchungen, die Andere dem Slaviſchen am häufigſten zuführten: Länder- und Völkerkunde und eigentliche Filologie, verlegte er an den äußerſten Rand ſeines geiſtigen Gebietes. Daß ihm aber der Fortſchritt ſeiner ſlaviſchen Mitbrüder nicht weniger am Herzen lag, das beweiſen nicht blos die vorliegenden Reden voll Freiſinn und Wärme, das zeigten auch ſeine Aufmunterungen zur Bearbeitung böhmiſcher Volk- und Jugendſchriften; das bewies die lebhafte Theilnahme, mit welcher er den Beſtrebungen eines Waniek, Stulc, Ammerling und Anderer in dieſer Richtung folgte. Denn »Glücklich machen — Alle,« das war ſein Sinnen und Trachten, das war die einzige Leidenſchaft ſeines Herzens, ſein Gebet, ſeine Freude und ſein Schmerz, ſein Wahlſpruch wie in den Jahren der Kraft ſo in den letzten hinſterbenden Tagen ſeines Lebens. Wer ihm in dieſem Werke half, ſprach er deutſch oder böhmiſch, war er reich oder arm, Bauer oder Graf — der war ſein Freund, den zog er hervor, den trug, den verherrlichte er *).

*) Was konnte einem Manne von ſolcher Sinnesart dasjenige ſein, was man ſich gegenſeitig als Deutſchthümelei oder Čechomanie vorwarf? Geſchichtlich iſt gar nicht darzuthun, daß die Beſtrebungen des

Nur zu ſehr, das legen die drei Vorträge zu Tag, fand er ſchon damals Veranlaſſung, Ausartungen ſolcher Art zu fürch-

---

Deutſchthums in neuerer Zeit gegen das Slaventhum, oder auch nur gegen Rußland gerichtet waren; vielmehr focht man, wie bekannt, gemeinſchaftlich gegen die Gewaltherrſchaft Napoleons. Die bewunderungswerthen Hervorbringungen der deutſchen Literatur, welche um das Ende des vorigen, und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts den deutſchen Namen ſelbſt im Auslande verherrlichen, ermuthigten die feurigſten Freunde ihres Volkes, dieſes vom Abgrund völliger Unterjochung, an deſſen Rand es ſchwindelte, durch den Aufruf des tiefſten Bewußtſeins ſeines eigenthümlichen Werthes ſich zu ermannen und zu verjüngtem Daſein aufzuraffen. Das Volk zeigte ſich ſolcher Aufforderungen würdig, und ſchüttelte die ſchwere Hand ab, welche das Schickſal ihm auf den Nacken gelaſtet; kein Wunder daß ein ſo großartiges Beiſpiel nicht ohne Nachwirkung auf die Nachbarvölker blieb. Das Gefühl der Nationalität hatte dort das Unmöglichſcheinende vollführt; es kam ſonach nur darauf an, auch hier bei andern Stämmen, die ſich irgendwie gehemmt und gebunden fühlten, ein gleiches Bewußtſein ſelbſtändiger Kraft aufzuſchütteln, um die Erreichung jedes andern erwünſchlichen Gutes anzubahnen. Dies nun wurde ſofort und beinahe ausſchließlich der Mittelpunct aller Strebniſſe, die eine Vervollkommnung geſellſchaftlicher Zuſtände zum Zwecke hatten, und wer wollte leugnen, daß manche Kraft dadurch zur Regung kam, die bisher geſchlummert hatte, daß mancher Mißſtand beſeitigt oder gemindert wurde? Leider aber glaubt man häufig, ein ſolches Selbſtgefühl ſeiner Landsleute, ein ſolches Bewußtſein ihrer Volksthümlichkeit dadurch am ſicherſten zu ſteigern, daß man den Werth des Nachbarn herabſetzte, ſtatt ſeine Volksgenoſſen durch Theilnahme an fremdem Vorzug emporzuheben, und den Sonder-Anſprüchen beider in *geiſtiger Friedensarbeit* gleichmäßig zu genügen. Was war der Gewinn? Es entſtanden die Ausartungen, welche von den Beſonnenen mit obigen Tadelnamen warnend bezeichnet wurden. Man wurde — früh genug — gegenſeitig mißtrauiſch, lieblos, feindſelig und ſchadenfroh; und daſſelbe Schlagwort, welches im Jahre 1813 die Rettung der Einen wurde, ſollte, die Geſchichte unſerer Tage bezeugt es blutig, nur zu bald verderblich für Alle und Jedes werden. So unheilbringend iſt es und muß es immer werden, wenn man beſchränkt oder ſchwachwillig genug iſt, an die Stelle des höchſten Sittengeſetzes, das die Förderung des *allgemeinen Wohles* ver-

ten. Wie mochte ihm zu Herzen sein, als er zuletzt die Vorgänge des vorigen Jahres, den Ausbruch lang eingeklemmter Leidenschaft, den entsetzlichen Zwiespalt unter den Söhnen des Landes, unter Nachbarn und Nächsten noch selbst erleben mußte! Nicht bloße Ahnung, bei welcher er es niemals bewenden ließ: die deutlichste Erkenntniß von Ursache und Wirkung war es, die ihm schon damals den eigentlichen Grund solcher Gräuel: die Sprachentrennung, wie so manche andere Weise vor ihm (1. Mos. 11. 1—9. *), als ein schweres Unheil, das auf der Menschheit lastet, betrachten ließ; daß er bei so mancher Gelegenheit außer dem höchsten Sittengesetze vom allgemeinen Wohl nichts so warm empfahl, als die Einführung einer Gemeinsprache, in welcher sich die Bewohner aller Länder,

---

langt, irgend ein anderes, ihm untergeordnetes, sei es auch noch so erhabenes Gebot zu setzen.

*) Abgesehen von dem theologischen (erbaulichen) Gesichtspuncte dieses biblischen Abschnitts, welchen man dem Hirtenbriefe des österreichischen Episkopates vom 17. Juni gar sehr verübelt hat, so kann es dem sinnigen Leser auch nur der ersten Zeile nicht entgehen, wie kaum in einem geschichtsähnlichen Mythus eine lebendigere Darstellung der großen Wahrheit erdichtet werden möge, daß zu den erfolgreichsten Hindernissen großer, gemeinnütziger Unternehmungen, durch Zusammenwirkung Vieler, die Trennung in verschiedene Sprachenstämme gehöre. Freilich wird jener Bau dem Übermuth und Stolze der Unternehmer zugeschrieben, um zu erinnern, wie Thorheit und Laster sich in der Wahl der Mittel selbst am empfindlichsten schaden; allein wäre der Umstand, an welchem jener thörichte Bau scheiterte, nicht verderblich geworden, auch jedem weiseren Unternehmen? Erat autem terra, heißt es, labii unius; und dieses erklärend et sermonum eorumdem. Also weil man allerseits gemeinverständlich sprach, so gab es übereinstimmende Gedanken und Reden. Nachdem dieses sich durch die Thorheit der Leute geändert, da trennten sie sich auch auf entgegengesetzten Wegen; Einer verstand den andern nicht mehr, und das Werk, das sie zurückgelassen, wurde „Verwirrung" genannt, ein — „Babel."

die Völker des hochgebildeten Europa wie andrer Erdtheile als Brüder erkennen, verſtehen und behandeln lernten! Iſt es nicht ein Widerſpruch, die Menſchen einander näher bringen durch Dampfboot und Eiſenbahn, über Nacht Millionen von Büchern drucken, und doch in Sprachen verkehren, deren eine die andere nicht verſteht, ja die Herzen gegenſeitig mit Mißtrauen und Spott erfüllt? Wer ſich die Mühe nähme, annäherungsweiſe die Summe des Guten zu ziehen, welches an einem einzigen Tage blos darum unterbleibt, weil ein Volk das andere nicht verſteht, weil gegen Einen, der etwas Vernünftiges vorbringt, jederzeit Millionen ſind, die keine Silbe davon faſſen: der würde zu einer Ziffer gelangen, die ihm das Blut in die Wangen treibt bei dem Gedanken, daß Europa ſich die Führerin der Menſchheit nennt. Iſt es nicht Widerſinn mit jedem Tag die Menge der heilſamſten Wahrheiten, die nützlichſten Kenntniſſe in Natur- und Völkerkunde wachſen ſehen, und doch den größten Theil der Jugend- und Manneszeit auf Erlernung bloßer Laute, leerer gar nichts Neues ſagender Luft- und Lippenbewegungen verwenden? Lernet derjenige nur eine einzige nützliche Pflanze mehr kennen, der ſich abquält zu erfahren, wie ſie in zehn oder zwanzig verſchiedenen Sprachen heißt? Allein wenn Jemand auch all das Gute leugnen wollte, welches durch ſolche Verkehrtheit gar nicht zu Stande kommt, wie mag er ſich doch über das Elend und die Gräuel tröſten, welche der Sprachenkampf durch Völkerzerwürfniß und Kriege ſchafft? Ob es nicht Manchen im Nachbarlande bitter gereuen mag, daß an die Stelle des Lateiniſchen ich weiß nicht wie viel andere Sprachen getreten ſind? Es war ſonach nur Liebe zum Volke, dem čechiſchen wie dem deutſchen, daß Bolzano hinwegräumen wollte den Stein des Anſtoßes im Vaterlande; es war nur Patriotismus, daß ihm völlig genügte an den Unterſchieden, welche der Menſch

aufzuheben nicht einmal vermag, und er sich nicht um neue umsah, die ihr Dasein nur unserer Willkür danken.

Wie er sich überhaupt eine Gesellschaft von Menschen und wohl gar von Bürgern desselben Staates dachte, davon gibt seine köstliche Verlassenschaft, das Büchlein vom besten Staate Kunde. Unter allen Einrichtungen, die er dort seinen Mitmenschen empfiehlt, und die nicht Allen lächerlich oder träumerisch bedünken werden, ist doch keine, deren Einführung wir so völlig in unserer Gewalt hätten, wie jene einer allgemein verständlichen Sprache. Wer vermöchte uns zu hindern, außer unserer Muttersprache noch eine andere zu lernen, die wir all unsere Mitbrüder reden hören? Wer könnte mit Erfolg uns verbieten, sie Einer dem Andern abzulauschen? sie weiter zu lehren und zu verbreiten? Welche es sein soll? Wir haben ganz die Wahl — und gehen wir dabei nur nicht thörichter zu Werke als die Kinder bei der Frage, mit wessen Ball gespielt werden soll, so ist kein Zweifel, daß nicht erst Jahrhunderte zu verfließen brauchen, ehe wir darüber uns verständigt haben *). Wahrlich es wäre dann nicht mehr wegzuleugnen, daß die Menschheit in der That bereits mündig geworden; denn sie vermöchte dann mit einemmal den Mund zu öffnen; es wäre

*) Die Augsburger allgemeine Zeitung vom 24. Juni berichtet von dem ersten Nationalconcilium in Nordamerika, dessen Berathungen zu Baltimore am 6. Mai von zwei Erzbischöfen und 24 Bischöfen feierlich eröffnet wurden, daß die Vorträge insgesammt in lateinischer Sprache statthatten. Dagegen die neuesten großen Versammlungen in Deutschland (zu Würzburg), und im Kaiserthum Oesterreich (zu Wien), bedienten sich der deutschen Sprache. In letzterem Staate, wenn erst die Verhältnisse aller Kronländer für brüderliche Zusammenwirkung geordnet seyn werden, muß diese Sprachenfrage sowohl bei den kirchlichen Verhandlungen als bei dem künftigen Reichstag in ihrer ganzen Bedeutung zu gesetzlicher Entscheidung gelangen.

eine Bürgſchaft mehr für die alte Verheißung von der »Einen Herde mit dem Einen Hirten« (Joh. 10, 16); es wäre wieder Hoffnung, eine Gemeinde auf Erden zu ſehen, wie die Apoſtelgeſchichte (2, 44 — 46; 4, 32 — 34.) ſie ſchildert, »die Eines Herzens war und eines Sinnes; deren Glieder Alles gemeinſchaftlich hatten und genoſſen, in Freudigkeit und Einfalt, ſo daß Keiner darbte,« zumal nicht Witwen und Waiſen, und Schwache und Kranke; es gäbe dann in Wahrheit ein Chriſtenthum, welches »einen neuen Himmel erblicken läßt und eine neue Erde,« wo »kein Auge mehr weint, kein Klageruf, kein Wehgeſchrei ertönt: denn ſieh, die Leiden der Vergangenheit ſind hinweggenommen, und Alles iſt neu geworden« (Offenb. 21, 1 — 5.).

Wien, den 29. Juni 1849.

Dr. Michael Joſeph Feſl.

Über das

Verhältniß der beiden Volksstämme in Böhmen.

Er fühlt nur fremde Noth und Blöße,
und leidet nur durch Andrer Schmerz;
und still in echter Heldengröße,
der ganzen Menſchheit ſchlägt ſein Herz.

„St. Severin.“
Morgenblatt, 15. Juni 1849.

I.

Am ſiebenten Sonntag nach Pfingſten.

Billig ſollte man von jedem Mitgliede der Chriſtenheit vorausſetzen dürfen, meine Freunde! daß ihm der eigentliche Zweck, den ihre kirchliche Anſtalt hat, bekannt ſei. Von einem Chriſten ſollte man billig erwarten, er wiſſe, was Chriſtus beabſichtigt habe. Und dennoch iſt es nur allzugewiß, daß man für Tauſende unſerer chriſtlichen Zeitgenoſſen etwas Befremdendes ſagt, wenn man den Zweck des Chriſtenthums in ſeiner Vollſtändigkeit ausſpricht. Es klingt ihnen neu, wenn man ſagt: der Zweck des Chriſtenthums ſei nicht — uns erſt im Himmel, ſondern auch hier auf Erden ſchon glücklich zu machen; hier auf der Erde ſei es, wo unſer Herr ein Reich der Himmel zu gründen willens war; er lehre diejenigen, die auf die Unterweiſungen ſeiner Kirche merken, nicht nur wie ſie ein jeder für ſich ſelbſt ihr Leben einrichten müſſen, um zum Beſitze der Tugend und zum Genuß der möglichen Glückſeligkeit zu gelangen: ſondern er ſuche auch in jener bürgerlichen Verfaſſung, die von ſo großem Einfluß auf uns iſt, heilſame Abänderungen allmälig zu Stande zu bringen; er ſuche Staaten und Reiche auf Erden zu gründen, die ſo vollkommen wären in ihren Einrichtungen und in ſo friedfertiger Verbindung das eine mit dem andern lebten, daß man im Grunde ſie nur ein einiges Reich, das wahre Reich Gottes auf Erden zu nennen berechtigt ſein würde. Es zu beweiſen, daß der Plan Jeſu ſich wirklich auch auf unſre irdiſche Beglückung und insbeſondere ſelbſt auf die Verbeſſerung unſerer Verfaſſungen erſtrecke: das m. Fr. wäre ein ſehr leichtes Ge-

schäft. Wir könnten der Stellen der heiligen Schrift, aus welchen dieses folgt, sehr viele anführen, und es ergibt sich auch schon aus der ganzen Denkart Jesu und aus dem Geiste, in dem er überall zu Werke ging, daß er den Zweck des Christenthums so weit habe ausdehnen müssen, als es nur an sich möglich war. Ja wer auch sonst nichts anderes vom großen Propheten von Nazareth wüßte, als daß er einst den kurzen Ausspruch gethan: »es soll nur Ein Hirt und Eine Heerde werden!« *) der könnte schon hieraus allein entnehmen, daß die Veränderungen, die dieser Mann **) zu bewirken gewünscht, nicht blos das Innere der Menschen, sondern auch ihren äußeren Zustand, auch die Verfassung, in welcher sie leben, betreffen solle. Doch je entschiedener dies ist m. Fr., um desto einleuchtender wird es, wie mißfällig unserem Herrn Jesu das Treiben aller derjenigen sei, die statt zur Vervollkommnung unserer Verfassung das Ihrige beizutragen, vielmehr Veranlassung geben, daß deren Mängel noch größer und drückender werden. Ein Fehler, um nicht zu sagen ein Verbrechen, dessen sich leider auch in unserm eigenen Vaterlande sehr Viele schuldig machen, obwohl nicht immer auf gleiche Art, nicht immer mit gleich deutlichem Bewußtsein der Bösartigkeit dessen, was sie beginnen. Hieher ist vornehmlich zu zählen der Geist der Zwietracht, den die zwei Volksstämme dieses Landes schon seit Jahrhunderten unter einander nähren. Wie ich vernehmen muß, so haben sich auch unter Ihnen m. Fr. ein und das anderemal Spuren dieser so höchst verderblichen Zwietracht geäußert; es hat sich gezeigt, daß auch unter Ihnen der Böhme den Deutschen, und dieser jenen nicht so liebe, wie sich die Mitbürger eines und desselben Landes nothwendig lieben müssen, wenn sie nicht selbst die Ursache ihres gemeinschaftlichen Unterganges sein sollen. Es scheint also, daß ihre Begriffe über diesen Gegenstand noch nicht hin-

*) Joh. 10, 16.
**) Apostelgesch. 2, 38.

länglich geläutert sind; und so gestatten Sie mir, daß ich, was meine eigene Meinung hierüber sei, etwas umständlicher entwickle. Es wird hiezu nothwendig sein, daß ich zuvörderst die Ursachen, woher die Abneigung zwischen den Böhmen und Deutschen in unserm Vaterlande rührt, aufrichtig angebe. Erst dann wird sich beurtheilen lassen, ob diese Abneigung auch billig und vernünftig sei. Und muß die Beantwortung dieser Frage verneinend ausfallen, so wird es wohl die Mühe lohnen, daß wir auch eigens über die Mittel nachdenken, die dieser Abneigung zu steuern dienlich sind. Jede von diesen drei Untersuchungen macht durch ihre Wichtigkeit und ihren Umfang auf eine eigene Versammlung Anspruch. — Wenn ich es irgend einmal bedurfte m. Fr., daß Sie mir zuhören mit einem nicht schon im voraus wider mich eingenommenen Gemüthe, so wird es bei diesen Vorträgen der Fall sein. Ich wüßte nicht besser die Gemüthstimmung, deren es hiezu bedarf, bei Ihnen hervorzurufen, als indem ich Ihnen vorlese, was der Apostel Paulus schrieb, als er sich vorgesetzt, Friede und Einigkeit in einer Gemeinde zu stiften, in welche sich der Geist der Zwietracht eingeschlichen hatte; die Stelle befindet sich im 1. B. an die Korinther. Er äußert sich darüber also:

1. Kor. 12, 12—27.

„Gleichwie der Leib ein Einiger ist, der jedoch viele Glieder hat: so machen alle Glieder des Leibes, wie viele an ihm sind, Einen Leib aus — und der ist Christus. Denn durch Einen Geist sind wir alle getauft zu Einem Leibe, seien wir Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und getränkt wurden wir mit ein und demselben Geiste. Der Leib besteht doch nicht aus Einem Gliede blos, sondern aus vielen. Spräche nun der Fuß: Da ich nicht Hand bin, so bin ich gar kein Theil des Leibes; hört er darum auf ein Theil des Leibes zu sein? Und spräche das Ohr:

Ich bin kein Auge, gehöre darum zum Leibe nicht; ist es da schon kein Theil des Leibes mehr? Wäre der ganze Leib nur Auge, wo bliebe das Gehör? wäre er ganz Gehör, wo gäbe es einen Geruch? Gott hat die Glieder so angeordnet, jedes von ihnen zu einem Leibe — nach seinem Rathschluß. Wäre alles ein und dasselbe Glied, so wäre da kein Leib. Es gibt sonach viele Glieder und diese machen den Leib. Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Dein bedarf ich nicht! oder das Haupt zu den Füßen: Ich habe euch nicht nöthig! Sondern vielmehr die Glieder des Leibes, welche die unbedeutendern scheinen, sie sind nur um so nothwendiger; und diejenigen am Leibe, die wir für die unansehnlichern halten, gerade diese umkleiden wir mit größerem Schmuck; diejenigen an uns, deren wir sogar uns schämen, wir bedecken sie um so ehrbarer: denn die ohnehin wohlanständigen bedürfen keiner Zier. Indem Gott alles am Leibe so gefügt, daß auch das Geringere daran nur umsomehr berücksichtigt werden muß, so sollte kein Zwiespalt am Leibe bestehen, sondern jedes Glied für das andere in Eintracht Sorge tragen. Denn wo ein Glied leidet, mitleiden die übrigen; wo hinwieder Eines Auszeichnung genießt, da kommt es allen Gliedern zu gut. So seid auch ihr Ein Leib — Christi; und jeder ist ein Glied — nach seiner Weise."

Anschaulicher als durch dieses Gleichniß vom menschlichen Leibe läßt sich gewiß nicht zeigen, wie nothwendig es für das Gedeihen einer jeden gesellschaftlichen Verbindung sei, daß deren Glieder stets in Eintracht mit einander bleiben. Sie wissen sehr wohl, einem Freunde, mit welch glücklichem Erfolge dies Gleichniß schon bei dem Volke der Römer einmal in einem der ge-

fährlichsten Zeitpuncte ihres Daseins gebraucht worden war *). Daß es auch bei der Darstellung, welche Paulus demselben verlieh, einen nicht minder gesegneten Erfolg gehabt haben müsse: das könnten wir wohl von selbst vermuthen, wenn es zum Überflusse nicht auch noch die freudigen Lobsprüche bewiesen, welche der Apostel der Gemeinde in seinem nächsten Sendschreiben spendet. Auch die Korinther also wurden friedfertiger gesinnt. Israeliten und Hellenen lernten im Christenthum einander als Brüder betrachten und behandeln. Werde ich eines ähnlichen Erfolges mich auch bei Ihnen zu erfreuen haben m. Fr.? Ich habe wirklich ein um so größeres Recht zu dieser Hoffnung, da ich zu keiner gemischten Volksmenge, sondern zu einer Auswahl gebildeter Jünglinge spreche, die es gut wissen, daß ihr Betragen einst vom ganzen Volke wird nachgeahmt werden. Denn »wie die Vorsteher, sagt das Wort Gottes, so auch das Volk.« Hiezu kommt anderseits, daß selbst die Gründe zur Uneinigkeit, die zwischen den beiden Volkstämmen in unserm Lande obwalten, nicht einmal so wichtig sind, als es diejenigen waren, die einst zwischen Juden und Heiden die Feindschaft unterhielten. Es wird sich dies zeigen, wenn wir die erstern nunmehr umständlicher entwickeln und mit den letzteren sie vergleichen. Sie mögen selbst urtheilen, ob ich in Aufzählung jener etwas verkleinere oder gar stillschweigend übergehe.

1. Ich gestehe, daß fürs erste schon die Verschiedenheit der Sprache selbst, welche die beiden Volkstämme unsers Landes reden, einen natürlichen Grund enthalte, einander, wenn auch nicht zu hassen, doch jede innigere Verbindung und Verschmelzung mit einander zu fliehen. Denn so geringfügig vielleicht auch Manchem auf den ersten Blick der Umstand scheinen mag, daß zwei verschiedene Sprachen in unserm Lande herrschen, deren jede nur von einem gewissen Theile des Volks mit gehöriger Geläufigkeit verstanden und gesprochen wird, so wichtig ist er doch in der That; und

*) Menenius Agrippa in Livius II. 32.

die Geſchichte der Menſchheit kennt kein Beiſpiel eines Volkes, bei dem eine ähnliche Verſchiedenheit herrſchte, und welches nicht darum bald mehr bald weniger den Mangel an Gemeingeiſt verſpürt hätte. Dies läßt ſich auch begreifen. Denn mehre Sprachen bei einem und ebendemſelben Volke erzeugen einmal ſchon den Nachtheil, daß ſie das Bild der weſentlichen Gleichheit aller Bürger durch jenen Unterſchied, der in der Sprache ſtattfindet, verdunkeln. Auf den Begriff der Gleichheit gründet ſich aller Gemeingeiſt, der unter den Mitgliedern ein und derſelben Geſellſchaft angetroffen wird; je größer die Gleichheit iſt, die unter ihnen herrſcht oder auch nur zu herrſchen ſcheint; je vollkommener es gelingt, jede Verſchiedenheit, die unter ihnen obwaltet, aus ihren Augen zu entfernen: um ſo leichter fällt es Jedem, in dem Geſchicke ſeines Nachbars ſein eigenes ſich zu denken, um deſto herzlicher fühlt jeder mit das Wohl und Weh des andern, um deſto inniger liebt man einander, und findet ſich um ſo bereitwilliger, Mann für Mann zu ſtehen. Ein jeder Unterſchied, der in die Sinne fällt, thut dem Gemeingeiſte Abbruch. Der Unterſchied in der Sprache, mag der Vernünftige ihn auch für noch ſo unweſentlich erklären, ein Unterſchied bleibt er doch immer, und zwar ein ſolcher, der ſich gar nicht bergen läßt. Und bei unwiſſenden Menſchen gilt dieſer Unterſchied gar ſehr viel. Ein Menſch, der anders ſpricht als ſie, machet ſich gleich einem Wunderthier aus fremdem Lande; ſie ſtaunen ihn an, und wiſſen nicht, wofür ſie ihn halten ſollen; ſie ſehen zwar eine der ihrigen ganz ähnliche Geſtalt an ihm, doch zweifeln ſie, ob er auch innerlich ihnen ganz gleich ſei, da er ganz anders tönende Laute von ſich gibt, als ſie! Und was die Sache bei längerem Umgang vielleicht an Sonderbarkeit, an Tiefe des Eindrucks verliert, das wächſt ihr zu von einer andern Seite. Denn finden ſich erſt gewiſſe Unterſchiede unter den Menſchen, dann iſt auch nichts gewöhnlicher, als daß die Frage aufgeworfen wird: welche Partei das Beſſere habe? Gewöhnlich gibt Jeder ſich den Vorzug, und dieſes wird dann der erſte Streit, die erſte Uneinigkeit unter ihnen. Der Streit pflegt hier die Gemüther nur

um so heftiger zu erbittern, je unverkennbarer es beiden Theilen ist, daß die entgegengesetzte Partei seine Sprache ohne gehörige Kenntniß, und nur aus Unfähigkeit, ihre kraftvollen oder weicheren Laute nachzuahmen, tadelt. — Ein anderer Nachtheil, den die Verschiedenheit der Sprache mit sich führt, ist, daß sie den wechselseitigen Umgang wenn nicht ganz unmöglich macht, doch sehr erschwert und hindert. Oder wer weiß es nicht, wie viele Mühe es kostet, seine Gedanken dem Andern mitzutheilen, wenn man das Mittel der Sprache dazu nicht anwenden kann, wenn man blos auf die kleine Anzahl natürlicher Zeichen allein beschränkt ist! wie arm und unbehülflich ist nicht ein solcher Umgang! Und daher hält sich denn lieber ein Jeglicher in seinem Umgang nur an solche, die einerlei Sprache mit ihm verstehen und reden. Die Folge davon ist, daß — bei aller äußeren Vereinigung, die zwischen Menschen von verschiedener Sprache durch Gesetze des Staates geknüpft ist, doch keine innere besteht. Sie nennen sich wohl Mitglieder einer und ebenderselben Gemeinde, aber sie haben doch nichts in der That gemein; sie leben wohl neben- aber nicht mit einander, denn sie vermögen ja nicht einmal ihre Gedanken gegen einander frei auszutauschen! — Dies meine Freunde sind die Gründe, die ein Volk, das aus verschiedenen Zungen zusammengesetzt ist, zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, wenn es des Mangels an Gemeingeist angeklagt wird. Das mögen denn auch wir Böhmen anführen; aber nur glauben wir nicht daß diese Gründe uns schon völlig rechtfertigen können; nur glauben wir nicht, daß es unmöglich sei, bei aller Sprachverschiedenheit gleichwohl ein eng verbundenes Ganze zu bilden, und sich durch einen hohen Grad von Gemeingeist auszuzeichnen. Die Christen des ersten Jahrhunderts können uns eines Bessern belehren. Zur Religion Jesu Christi gingen Menschen von den verschiedensten Mundarten über. Und in welch herzlicher Vereinigung sie gleichwohl Alle mit einander lebten, welch einen thätigen Antheil sie, ganz ohne Rücksicht auf die Landessprache, der Jemand zugethan war, an ihren wechselseitigen Leiden und Schicksalen nahmen: davon werde hier der einzige Beweis er-

wähnt, daß für die Armen einer jeden Gegend Beiträge aus allen Gegenden, wo christliche Gemeinden waren, gesammelt werden konnten.

2. Doch freilich ist die Sprachverschiedenheit noch nicht der einzige Umstand, der das Emporkommen des Gemeingeistes bei uns erschwert. Ein zweiter, noch ungleich wichtigerer Umstand ist die Verschiedenheit, die sich in der Gemüthsart, in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Volkstämmen unseres Landes vorfindet. Denn offenbar ist es, daß wo nicht von jeher, doch zum wenigsten in unsern jetzigen Tagen sich der böhmische und der deutsche Bewohner unsers Landes in den so eben genannten Stücken bedeutend unterscheiden. Es hat der eine, es hat der andere gewisse theils Lob, theils Tadel verdienende Eigenheiten in seiner Gemüthsart und in seinen Sitten; und noch weit auffallender ist der Unterschied in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Theilen, sozwar, daß ich wohl ohne Besorgniß, Streit zu verursachen, wo ich die Absicht Frieden zu stiften habe, die Wahrheit aussprechen kann, der Böhme sei in seinen Kenntnissen und in dem Grade seiner Geistesbildung hinter dem Deutschen zurück. Über die Ursache, woher dies Alles rührt, ist nur zu viel gestritten worden m. Fr., und nur zu oft hat man, um diese Erscheinung zu erklären, schon in der ursprünglichen Naturbeschaffenheit der beiden Volkstämme, die sich in unser Land getheilt, gewisse Verschiedenheiten voraussetzen wollen. Mir deucht, daß ich dieses aufrichtig sage, jede Erklärung dieser Art nicht nur gewagt und unerweislich, sondern auch beleidigend und ehrenrührisch zu sein. Ich werde mich nie überreden lassen, daß ganzen Familien, geschweige denn selbst ganzen Völkerschaften gewisse fehlerhafte Eigenschaften schon von Natur so unzertrennlich ankleben sollen, daß sie auf keine Art wieder entfernt werden könnten. Ich glaube vielmehr, daß der Mensch Alles, was er ist, durch die Erziehung und durch die Umstände werde; und daß ein jedes Volk, wenn es in günstige Verhältnisse gesetzt wird, zu einer gleichen Vollkommenheit mit jedem andern

gelangen könne. Auch um ſich die Unterſchiede, die zwiſchen unſern beiden Volkſtämmen obwalten zu erklären, bedarf es wahrlich nichts weiter, als daß man die ungleichen Schickſale erwäge, die ſie in früherer Zeit erfuhren, und zum Theile noch jetzt erfahren, und daß man Rückſicht nehme auf die ſo ungleich günſtigeren Gelegenheiten, Mittel und Aufforderungen zu ſeiner Geiſtesbildung, welche der eine Theil ſchon durch Jahrhunderte voraus hat vor dem andern. Aber woher ſie nun auch immer rühren mögen, dieſe ſo wichtigen Verſchiedenheiten, daß ſie dem Geiſte der Liebe und der Gemeinſchaft Abbruch thun, iſt ſehr natürlich. Denn wenn ſchon Unterſchiede, der Sprache nemlich, die im Grunde nur blos den äußeren Menſchen betreffen, nicht ohne Nachtheil für den Gemeingeiſt bleiben; um wievielmehr iſt von ſolchen Unterſchieden zu beſorgen, die an der Seele ſelbſt, am Innerſten des Menſchen haften! Was iſt es anders, als die gleiche Stimmung der Gemüther, die alle Freundſchaft und Verbindung knüpft? Und muß es nicht bei jedem Volke um ſo mehr Anläſſe und Beweggründe geben, ſich als ein Ganzes zu betrachten, je mehre Glieder desſelben ſchon durch natürliche Bande verknüpft ſind? Wird ferner nicht zu jeder Unternehmung, welche gemeinſchaftlich betrieben werden ſoll, eine gewiſſe Gleichförmigkeit in den Begriffen und Geſinnungen erfordert? Kann, wo der Eine ſehr aufgeklärt denkt, während der Andere noch voll groben Aberglaubens iſt, eine Verabredung unter denſelben zu einem gemeinſchaftlich zu unternehmenden Werke gepflogen und glücklich beendiget werden? Hält der Gebildete es nicht meiſtentheils für Schande mit einem Ungebildeten auch nur in irgend einem Stücke gemeine Sache zu haben? Wenn aber nichts gemeinſchaftlich betrieben wird, wenn man ſogar ſich ſchämt gemeinſchaftlich zu wirken: wo kann da noch die Rede ſein vom Gemeingeiſte? — Aber ſo wahr dieß alles iſt: dennoch behaupte ich, ein einziger Blick auf die Chriſten des erſten Jahrhunderts muß uns beſchämen durch den augenſcheinlichen Beweis, den er uns gibt, daß auch bei allen dieſen und noch größern Hinderniſſen gleichwohl Gemeingeiſt, Einigkeit und

Liebe ſtattfinden könne. Oder muß nicht der Unterſchied in der Gemüthsart, in den Begriffen und Grundſätzen unter den Chriſten des erſten Jahrhunderts ohne Vergleich größer und auffallender geweſen ſein, als er ſich irgendwo unter uns vorfindet? Erwägen wir nur, aus welch ungleichartigen Beſtandtheilen jene erſten chriſtlichen Gemeinden zuſammengeſetzt wurden! aus wieviel Gegenden der Erde das kleine Häuflein geſammelt worden iſt! wie wenig Vorbereitung es genoſſen! Erwägen wir in welcher Gährung gerade damals die ganze Maſſe des menſchlichen Denkens ſich befand! wie viele einander ganz widerſprechende Anſichten, nicht von etwa blos gleichgültigen Dingen, ſondern ſelbſt von den wichtigſten: über Gott, über die Unſterblichkeit der Seele, über das wahre Weſen der Tugend, ſelbſt bei den Juden, um wie viel mehr bei Griechen und Römern im Umlaufe waren! Und doch m. Fr., und doch verſichert uns die Schrift, »es ſei nur Ein Sinn und Ein Herz in der Gemeinde geweſen! man habe in größter Eintracht und Liebe gelebt! und jedes Mitglied habe ſein kleines und großes Eigenthum als ein Gemeingut Aller betrachtet!« *) Können wir dies ohne Beſchämung vernehmen? Sollen uns achtzehn Jahrhunderte ſo gar nicht weiter gebracht haben in der Vollkommenheit, daß wir noch nachſtehen?

3. Doch Sie entgegnen mir, daß ich des wichtigſten Grundes der Zwietracht und Erbitterung unter den Bürgern unſers Landes noch nicht erwähnt habe. Sie meinen die Rückerinnerung an jene Vorfälle widrigen Andenkens, durch die es geſchah, daß neben der böhmiſchen Sprache in unſerm Lande noch eine deutſche herrſcht; ingleichen das zum Theile noch jetzt fortdauernde Verhältniß der Unterdrückung und Übervortheilung, in welchem der eine Theil des Volkes zum andern ſteht. So empfindlich auch die Berührung dieſes Punctes iſt m. Fr., ſo war ich doch nicht

*) Apoſtelgeſchichte 2, 44—46.

gesonnen, ihn mit Stillschweigen zu übergehen. Denn was hälfe es uns, daß wir den Krebsschaden, der an uns nagt, uns selbst und andern zu verhehlen suchten? wird eine Wunde dadurch, daß man sie blos zudeckt, schon geheilt? Gestehen wir es also, gestehen wir es immerhin, das sei wirklich das größte Unglück unsers Volkes, daß die Bestandtheile desselben nicht gleich anfangs — nicht durch freiwillige Vereinigung — sondern größtentheils durch äußeren Zwang zusammengebracht worden sind! und daß auch heut zu Tage der eine Theil — dem andern zu Trotz — nur allzusehr begünstigt, und über ihn emporgehoben wird!

Daß sich die Rückerinnerung an Übervortheilungen und an Unbillen, die man den Vorfahren zugefügt, auch auf die Enkel fortgepflanzt, ist etwas begreifliches, zumal wenn die Folgen derselben noch immer fortdauern oder wenn man sogar zum alten Unrecht immer neues hinzufügt! Und das geschieht hier wirklich. Denn werden nicht immer noch die Deutschgebornen im Lande und jene, die sich ihnen angeschlossen, in hundert sehr wichtigen Stücken bevorzugt? ist es nicht die deutsche Sprache, in welcher alle höheren Wissenschaften im Lande vorgetragen werden? die man auch zur Geschäftssprache in allen öffentlichen Angelegenheiten erhoben hat? Muß dies, so wenig es auch an sich getadelt werden kann, dem anderen Theil des Volks nicht gleichwohl sehr unangenehm sein? muß dieser nicht die Zurücksetzung, welche er hier erfährt, mit Bitterkeit empfinden? Aber noch mehr; sind nicht die Großen und Vornehmen des Landes, sind nicht die Reichen und Begüterten im Volke Alle, Alle nur Eins von Beiden, entweder geborne Deutsche und wohl gar Ausländer, oder doch solche Personen, die, weil sie längst schon die böhmische Sprache und Sitte abgelegt, den Deutschen beigezählt werden? Lebt nicht der böhmisch-sprechende Theil des Volks durchgängig nur in einem bedauernswürdigen Zustande der Armuth und der Unterdrückung? Und was das empörendste ist, hat man diesen nicht allerorts zu seinen Vorgesetzten Personen gegeben, die Deutsche sind, oder doch den Deutschen angehören?

Personen, die, weil sie der Sprache, die er spricht, nicht einmal kundig sind, die Beschwerden und Klagen, seine Gesuche und Bitten, die Gründe, welche er zu deren Unterstützung vorbringt, gar nicht zu würdigen im Stande sind? die auch kein Herz zu ihm haben; ihn nicht als ihres Gleichen ansehen, und folglich auch gar nicht väterlich ihn behandeln, sondern vielmehr ganz nach dem Vorbilde jener egyptischen Zuchtmeister beherrschen und bis aufs Blut aussaugen? *) Wer kann in unserm Lande gelebt oder es auch nur flüchtig durchgereiset haben, ohne die Wahrheit dessen, was ich hier sage, bestätigen zu müssen? Wer mag sich also noch wundern, daß so gar kein Gemeingeist in unserm Volke anzutreffen ist? daß der Böhme und der Deutsche nie gern gemeine Sache mit einander machen? daß sie vielmehr einander verachten, fliehen und hassen? Nein meine Freunde, zu wundern hat man sich nicht hierüber; erklärbar und natürlich geht es, wie mit der Entstehung von allem Bösen in der Welt, so auch mit jener Abneigung zu, die zwischen den beiden Volkstämmen unsers Landes herrscht. Aber muß wohl ein Übel darum, weil es erklärbar und natürlich entstanden ist, auch unvermeidlich heißen? — Das Beispiel der ersten Christen zeigt uns auch hier wieder das Gegentheil. Denn wenn der böhmische Theil unseres Volkes dem deutschen Unbillen und Übervortheilungen vorwirft: um wie viel mehr Ursachen hatten die Nachkommen Israels nicht, über Mißhandlungen von Seite der Hellenen zu klagen? Aber wer immer das Christenthum annahm, vergaß auch das Vergangene, und in Betreff der Gegenwart ertrug er mit Geduld, was — sich nicht abändern ließ, und suchte im Geiste der Liebe Alles bestmöglich auszulegen und zu entschuldigen — durch die Verhältnisse der Zeit. Möchte dies Beispiel uns nicht umsonst gegeben worden sein, m. F.! Möchten wir es in unserer jetzigen Lage erneuern und der Welt zum zweitenmal beweisen, wie mitten unter den stärksten Versuchungen zur Zwietracht und Uneinigkeit,

---

*) 2. Mos. 1, 8 — 13.

ein Reich der Eintracht und des Friedens hervorgehen und Glück und Segen über die Menschheit ausbreiten könne. Nur der Eintracht hatte das Christenthum seine Erhaltung und schnelle Ausbreitung zu verdanken. Und o wer weiß, wie vieles Gute auch durch uns bewirkt werden kann, wenn wir mit eben dem Eifer, wie jene ersten Christen, beitragen und befolgen die Worte des Apostels: Betrachtet euch Alle nur als Glieder Eines und ebendesselben Leibes; Christum den Herrn aber als euer Oberhaupt! Amen.

II.

Am achten Sonntag nach Pfingsten.

1. Esdras 4.

„Als die Feinde von Juda und Benjamin (die Samariter) hörten, daß die aus der Fremde Zurückgekehrten dem Herrn, Israels Gott, einen Tempel erbauten, traten sie zu Zorobabel und den Häuptern dieser Stämme und sprachen: Lasset uns mit euch bauen, denn wie ihr verehren wir euern Gott und opfern ihm, schon seit Asorhaddans Zeiten, der Assyrer Könige, der uns hiehergebracht. Aber Zorobabel mit Josue und den Häuptern entgegneten: Das geht nicht an, daß ihr mit uns an dem Hause unsers Gottes bauen solltet; wir wollen es allein bauen dem Herrn, wie Cyrus, der Perser König, uns geboten hat. — Sofort hinderten jene das Volk von Juda und störten den Bau; sie bestachen auch, um den Bau zu vereiteln, die Behörden, solange Cyrus regierte bis auf König Darius. Unter Assuerus (Cambyses) und unter Artaxerxes (Smerdis) schrieben dann die im Reiche der zehn Stämme, diesseits des Euphrats wohnenden Völkerschaften an den König: Es sei dir kund, o König, daß die Juden, die aus deinen Ländern hieher nach Jerusalem gekommen, ein aufrührerisch und böses Volk sind, die, wenn sie die Stadt erbaut und mit Mauern befestigt haben, weder Zoll noch Abgaben zahlen werden, zum Schaden

des königlichen Schatzes. Wir aber, welche das Salz deines Hofes essen, können dem nicht länger zusehen und geben dir Kunde davon. Denn lässest du nachschlagen in den Geschichten deiner Väter, so findest du, wie aufrührerisch diese Stadt immer gewesen, wie sie den Königen und in deren Gebieten nur Krieg erregt hat von Alters her, weßhalb sie auch zerstört worden. Gestattest du nun diesen Bau und die Befestigung, so wisse, daß es mit deiner Herrschaft diesseits des Flusses alsbald zu Ende gehen wird. — Der König sandte nun Bevollmächtigte nach Samaria und in die anderen diesseitigen Kreise des Inhalts: Die Beschwerde, die ihr uns gesendet, ist von mir treulich gelesen worden. Auf meinen Befehl wurde nachgeforscht, und man hat allerdings gefunden, daß diese Stadt von jeher sich wider die Könige aufgelehnt, daß Streit und Aufruhr in ihr geherrscht, obwohl mächtige Könige über Jerusalem und die ganze Gegend jenseits des Stromes geboten, und daselbst Steuer und Gaben bezogen haben. Hört nun meinen Entscheid: Wehret den Leuten, diese Stadt wieder aufzubauen, bis ich Anders verordne. Seid nicht lässig, das zu vollziehen, damit dem König kein Schaden erwachse! — Nachdem dieser Befehl des Königs Artaxerxes kund geworden, zogen sie eilends nach Jerusalem und wehrten den Juden mit aller Gewalt. So wurde auch der Bau am Hause des Herrn in Jerusalem eingestellt, und derselbe blieb unterbrochen bis zum zweiten Regierungsjahre Darius des Königs von Persien."

Zu mancher lehrreichen Betrachtung, meine Freunde, kann die Geschichte, welche ich Ihnen so eben vorgelesen habe, Stoff und Veranlassung bieten. Was sie jedoch für uns und die Bewohner unsers Landes besonders merkwürdig macht, ist jene große Aehnlichkeit, welche zwischen dem, was wir hier

leſen, und dem, was ſich in unſerm eigenen Lande theils ſchon begeben hat, theils noch begibt, ſo unverkennbar anzutreffen iſt. Wie die Bewohner unſers Landes aus zwei verſchiedenen Volkſtämmen beſtehen: ſo wurde auch das Volk, das Paläſtina bewohnte, nach jenen Zeiten der Rückkehr aus der Gefangenſchaft zu Babylon aus zwei ſehr ungleichartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt; indem gewiſſe heidniſche Volkſtämme, die man zur Zeit der Gefangenſchaft in das entblößte Land überſiedelte, jetzt mit dem Überreſte der Kinder Israel, der wieder zurückgekehrt war, ein Ganzes ausmachen ſollten. Und wie bei uns aus dieſer ungleichartigen Beſchaffenheit der Theile Zwiſt und Uneinigkeit entſprang, und noch jetzt fortdauert: ſo ſehen wir, war es auch damals der Fall. Wie man bei uns dem einen Stamm günſtig und dem andern abgeneigt iſt: ſo zeigt unſer Text, beging man auch damals dieſen Fehler. Die Samariter, die ſich in ihrem Schreiben an den König des Ausdrucks bedienten: »daß ſie das Salz des Hofes eſſen,« galten in ſeinen Augen für getreue Unterthanen, denen er den Auftrag gab, die andern zu bewachen, und ſie an der Unternehmung, welche dem Throne gefährlich werden könnte, ſelbſt mit Gewalt zu verhindern. Wie ſchändlich ſie dieſen Auftrag mißbraucht haben werden, können wir uns leicht vorſtellen, meine Freunde! Mit Abſicht mochte wohl der heilige Geſchichtſchreiber ſich jeder umſtändlichen Erzählung der Beleidigungen, die man von beiden Seiten ſich jetzt erlaubt haben wird, enthalten haben, um durch die Rückerinnerung an ſie den Haß nicht zu verewigen. Er begnügt ſich alſo blos zu bemerken, daß nun der Bau des Tempels mit gewaffneter Hand eingeſtellt worden und ſeit dieſer Zeit unterblieben ſei bis in das zweite Jahr des Königs Darius. Hiebei verſteht ſich von ſelbſt, daß man von Seite des Hofes die Juden von jetzt an nur immer mit Augen des Argwohns angeſehen, daß man von jeder Vergrößerung ihres Wohlſtandes, von jedem Wachsthum ihrer Kräfte, von jeder Zunahme der Aufklärung bei ihnen Gefahr für das Reich beſorgt; und folglich ſtatt etwas zu deren Abhülfe zu thun, immer dahin gearbeitet haben werde, wie ſie noch mehr geſchwächt und unterdrückt

werden könnten. Und dieſes alles, m. F., hätte es nicht glücklich vermieden werden können, wenn man verträglicher geweſen wäre? wenn man den gar nicht übel gemeinten Wunſch der Samariter genehmigt, und die verlangte Theilnahme am Tempelbau, ſtatt mit beleidigendem Stolze abzuweiſen, mit Freuden angenommen hätte? Erſehen wir denn aus dieſem Beiſpiel, welche verderbliche Folgen es hat, wenn Bürger mit Bürgern nicht verträglich umgehen, wenn ſie den Geiſt der Zwietracht unter ſich ausbrechen laſſen! Und wenn — wie der Apoſtel Paulus ſo ſchön bemerkt — »Alles, was der Geiſt Gottes in der Schrift niedergeſchrieben hat, zu unſerer Belehrung niedergeſchrieben iſt« *); ſo lernen wir aus dieſem Beiſpiel, wie wir in unſern ähnlichen Verhältniſſen klüger zu Werke gehen ſollen. Ich leugne gar nicht, daß Verſuchungen zum Zwiſte ſehr häufig bei uns eintreten mögen. Ich habe die Urſachen, die bei uns Uneinigkeit veranlaſſen können, in unſrer neulichen Verſammlung ſelbſt aufrichtig angegeben. Aber wenn dieſe Uneinigkeiten auch noch ſo erklärlich und natürlich ſind, ſo kann ich ſie doch auf keinen Fall als billig und vernünftig anſehen. Die Gründe, welche mir dieſes verbieten, gedenke ich jetzt eben umſtändlicher zu entwickeln. Ich hoffe, daß auch Sie ſelbſt deren Wichtigkeit einſehen werden, und wohl unſerm Vaterlande, wenn Sie geſtützt auf dieſe Gründe ihr ganzes künftiges Leben hindurch Frieden und Einigkeit unter den ungleichartigen Beſtandtheilen unſers Volkes nach aller Möglichkeit zu ſtiften trachten. Dann wird gerade das, was unſerm Volke bisher ſo hinderlich geweſen iſt, die Ungleichartigkeit ſeiner Beſtandtheile, ein wahres Glück für uns, und eine Quelle ſeltener Vorzüge ſein.

---

*) 2. Tim. 3, 16.

I.

Wenn wir auf jene Urſachen der Uneinigkeit, die wir in unſrer neulichen Verſammlung kennen lernten, nochmals zurückblicken, m. F., ſo wird uns bald einleuchten, daß keine einzige derſelben wichtig und groß genug ſei, um dieſen Haß völlig zu rechtfertigen. Indem wir dies zeigen, liefern wir gleich den erſten Beweis unſrer Behauptung, daß der Geiſt der Zwietracht, der zwiſchen den Bürgern unſers Landes herrſcht, Mißbilligung verdiene. Die Bürger dieſes Landes fliehen und haſſen einander ſchon darum, weil es nicht eine und ebendieſelbe Sprache iſt, die ihre Zungen eingelernt haben. Daß dieſer Unterſchied keineswegs hinreichend iſt, um Spaltung und Haß zu rechtfertigen, bedarf wohl keiner weitläufigen Auseinanderſetzung. Denn wenn es auch wahr iſt, daß die Verſchiedenheit der Sprache einen engern täglichen Umgang erſchwert, ſo folgt hieraus doch nicht, daß ſie die Art der Gemeinſchaft unmöglich mache, die zwiſchen den Bürgern eines und ebendesſelben Landes obwalten ſoll. Hier wird nicht täglich berathſchlagt, und nicht Jeder braucht ſeine Meinung dem Andern unmittelbar zu eröffnen; ſondern hier kann man ſich zu mehrer Bequemlichkeit gewiſſer Mittelsperſonen bedienen, die, beider Sprachen mächtig, jedem von beiden Theilen zu erklären wiſſen, was die Geſinnungen des einen und des andern ſind. Und noch viel offenbarer iſt es, daß die ſcheinbaren Mängel und Unvollkommenheiten einer Sprache, die harten und dem ungeübten Ohr widerlich klingenden Töne derſelben nie einen Gegenſtand des ernſten Streites abgeben ſollen, geſchweige denn Erbitterungen und Haß rechtfertigen können. Denn wie? was kann mein Nachbar dafür, daß er von Kindheit an gelehrt worden, die Dinge mit andern Tönen als ich, mit Tönen, welche mir aus Mangel an Übung ſogar widerlich vorkommen, zu bezeichnen? Würde ich nicht eben ſo ſprechen wie er, wenn ich es eben ſo gelehrt worden wäre? Und ſind mir die Töne jener Mundart zuwider, ſo ſind es vielleicht jene der Meinigen nicht minder ihm; wer

mag entſcheiden, wer von uns beiden mit größerem Rechte klagt, daß ſein Ohr beleidigt werde? So viel iſt aber gewiß, wenn wir erſt eine kurze Zeit Geduld mit einander tragen, ſo werden wir uns der Eine an die Töne des Andern ſo gewöhnt haben, daß wir ſtatt ſelbe widerlich zu finden, zuletzt ſelbſt mit einigem Vergnügen der neuen Tonart, deren Geſetze wir ſchon zu begreifen anfangen, zuhören können. — Viel wichtiger freilich, viel wichtiger iſt der Unterſchied, den wir in der Gemüthsart, in den Begriffen und Geſinnungen der beiden Volkſtämme in unſerm Lande finden. Daß aber auch dieſer uns zu keiner Spaltung, und zu keinem Haſſe berechtige: das m. F. können wir ſchon aus dem einzigen Grunde ermeſſen, weil ja auch unter Bürgern, die zu demſelben Stamme gehören, ein nicht geringerer Unterſchied in den genannten Stücken herrſcht. Oder ſollte es nicht Deutſche in unſerm Lande geben, die ſich von andern hier lebenden Deutſchen, und ſo auch Böhmen, die ſich von andern ihrer Sprachgenoſſen ganz eben ſo ſehr unterſcheiden, als man den Unterſchied, der zwiſchen Böhmen und Deutſchen überhaupt herrſcht, nur immer annehmen mag? Wenn alſo nur Menſchen, die ganz und gar, in jedem Stücke gleichartig, und übereinſtimmend ſind und denken, gemeine Sache miteinander machen wollten, wo könnte da auch nur unter Böhmen, oder auch nur unter den Deutſchen ſelbſt eine Gemeinde beſtehen? Nein, nicht jede Ungleichheit in den Geſinnungen und in der Gemüthsart der Menſchen macht eine Gemeinſchaft unter denſelben unmöglich. So groß und vielfältig auch die Unterſchiede ſind, die zwiſchen den Böhmen und den Deutſchen ſtattfinden, doch gibt es tauſend andere Dinge, in denen beide gleichförmig mit einander denken. Und wahrlich, wenn man auch nur jene Grundſätze, worüber beide Theile einig ſind, gehörig benützen wollte: ſo könnte ſchon viel, ſehr viel in Gemeinſchaft unternommen werden. Aber wir ſelbſt ſind es, die wir uns verkennen; wir trauen der eine Theil dem andern nicht ſo viel Uebereinſtimmung zu, als wirklich vorhanden iſt, blos weil wir uns mit Augen des Haſſes betrachten, und der Übervortheilungen nicht vergeſſen wollen, welche der

eine Theil ſich allmälig über den andern errungen. Aber was ſagt die Vernunft zu einem ſolchen Betragen? Sie tadelt beide Theile. Jenem, der übervortheilt worden, verweiſet ſie es als eine Unbilligkeit, daß er das Unrecht, was ihm nicht die jetzt lebenden Bürger, ſondern nur ihre Vorfahren angethan haben, an den Jetztlebenden beſtraft wiſſen will. Jenem, der immer noch jetzt fortfährt, Unrecht zu thun und zu gerechtem Unwillen Anlaß zu geben, befiehlt ſie mit ſtrengem Ernſt, endlich ein Ziel dieſen Bedrückungen zu ſetzen und durch den guten Gebrauch, den er von den erworbenen Vortheilen und Reichthümern macht, durch Güte und Mildthätigkeit die beleidigten Mitbürger mit ſich auszuſöhnen! Doch wenn auch nicht ein Jeder dieſem Gebote der Vernunft gehorcht, wenn es auch viele Bürger in dem begünſtigten Volksſtamme gibt, welche durch ihr Betragen einen gerechten Abſcheu erregen: wird es uns darum erlaubt ſein, den ganzen Stamm zu haſſen? Iſt nicht der größte Theil desſelben gewiß ſehr gutartig? Nimmt er nur den geringſten Antheil an den Bedrückungen, die jene Einzelnen aus ſeiner Mitte ſich erlauben? Wird er nicht vielmehr ſelbſt von ihnen faſt eben ſo hart, wie unſer böhmiſche Volksſtamm bedrückt? Wie ungerecht alſo, wie ungerecht wäre ein Haß im Herzen eines Böhmen, der ſich auf alle Deutſchen ohne Unterſchied erſtreckte!

II.

Doch wenn wir auf dieſe Art hoffentlich einſehen, meine Freunde, daß es gar keinen Grund des Haſſes zwiſchen den beiden Volksſtämmen in unſerm Lande gibt, der völlig rechtfertigend wäre: ſo laſſen Sie uns nunmehr erwägen, wie ſchädlich und verderblich ein ſolcher Haß ſei.

1. Das Erſte und Gewiſſeſte iſt, daß wir durch einen ſolchen Haß uns ſelbſt das Leben verbittern; und ſtatt die Gehaßten mit uns auszuſöhnen, vielmehr noch Anlaß zu neuen Beleidigungen von

ihrer Seite geben. Abgesehen von allen weiteren Folgen, welche der Haß durch seine Äußerungen erzeugt, ist er schon an sich selbst eine sehr bittere Empfindung. Wir können nicht heiter sein, wir können uns keines Glückes, das uns zu Theil wird, freuen, so lange Bruderhaß in unsern Herzen kocht. Wenn wir die Liebe mit Recht die seligste aller Empfindungen heißen, und wenn schon hier auf Erden des Himmels Vorgeschmack genießt, wer gegen alle Menschen ein Herz voll Liebe in seinem Busen trägt: so hat derjenige schon hier auf Erden die Hölle, der nur einen einzigen Menschen, um wievielmehr einen ganzen Volksstamm haßt, und einen Volksstamm haßt, mit dem er gezwungen ist, in der engsten Verbindung zu leben, den er als einen Bestandtheil jenes Staates, von dem er selbst ein Glied ist, ansehen muß! Also schon um das Leben sich nicht selbst zu verbittern, sollte sich einjeder aus uns sorgfältig hüten, daß der Keim des Bürgerhasses nicht in seinem Herzen Wurzel schlage. Aber noch mehr m. Fr.! wenn irgend ein Theil unsers Volkes den andern haßt, und — wie dies von selbst geschieht — diesen Haß auch hie und da durch Worte oder Thaten äußert: wird dies nicht weitere Folgen haben? Ich will gern annehmen, daß derselbe durch seinen Haß sich zu keinen Handlungen von solcher Art verleiten läßt, welche ihn einer obrigkeitlichen Bestrafung aussetzen: wird er verhindern können, daß nicht wenigstens diejenigen Personen, welche zu hassen er an den Tag gelegt hat, ihn gleichfalls hassen werden? Liegt es nicht in der Natur des Hasses, daß er wieder vergolten wird mit Gegenhaß? Was kann nun die Folge sein von diesem wechselseitigen Hasse? Der Eine wird den Andern auf alle nur mögliche Art zu beschädigen suchen; und dabei eben nichts Böses, sondern nur etwas, das ihm von Rechtswegen zusteht, zu thun sich überreden. Denn, spricht einjeder von beiden, da mich der Andere haßt, da er nur meinen Untergang sucht, so fordert es schon die Pflicht der Selbsterhaltung, daß ich auf jede Art, welche mir zu Gebote steht, ihn außer Stand setze, mir zu schaden. Welch ein trauriges Leben wird dies sein m. Fr.! welch ein widerlicher Anblick von Menschen, die ihre beiderseis-

tigen Kräfte nur dazu anstrengen — einander zu Grunde zu richten! Wie ganz anders, wo der Geist der Liebe herrscht, wo Jeder seine Freude und seinen Ruhm darin sucht, recht vielen seiner Nachbaren gedient und geholfen zu haben!

2. Doch dies erinnert mich gleich an einen neuen Grund, welcher die Schädlichkeit des Bürgerhasses uns zeigt. Unzählige gemeinnützige Unternehmungen, welche nur durch Liebe und Gemeinsinn ausgeführt werden können, müssen in einem Lande, wo diese Tugend fehlt, für immer unterbleiben. Hier komme ich auf einen Punct zu sprechen, m. Fr., von dem wir uns in unserm Vaterlande leider kaum einen Begriff zu machen im Stande sind. Der schon Jahrhunderte lang fortdauernde Mangel an Gemeingeist nemlich hat uns so ganz vergessen lassen, was Bürger, wenn sie zusammenhalten, blos für sich selbst vermögen. Von unsern Regierungen also erwarten wir alles Heil, während wir selbst nichts thun zu unserm Besten! Wir klagen über so manches, was uns belästigt und quält; wir seufzen, daß die Regierung nicht abhilft, und lassen uns nicht in den Sinn kommen, daß ja wir selbst dem allein abhelfen können, wenn wir zusammenhalten wollten! Verlangen Sie von mir nicht, daß ich sie aufzähle, die nützlichen Anstalten alle, welche die Bürger eines Landes für sich allein errichten, oder zu deren Einführung sie doch auch die trägste Regierung gleichsam nöthigen können, wenn sie gemeinschaftlich darum bitten und darauf bestehen. Ich würde kein Ende finden, möchte ich hievon zu sprechen anfangen wollen. Ein Blick auf die Einrichtungen, die man in manchem benachbarten Lande erst kürzlich auf diese Art zu Stande gebracht hat, wird Ihnen Beispiele zur Erläuterung meiner Behauptung genug darbieten; ein weiteres Nachdenken wird Sie belehren, daß es noch ungleich mehr gibt, was sich eben so gut, als das bisher Versuchte, auf diese Art ausführen ließe. Aber freilich nur, wenn ein vernünftiger Gemeingeist herrscht, wenn sich die sämmtlichen Bürger des Landes als ein zusammenhängendes Ganze

ansehen, und es begreifen, wie der Vortheil des Ganzen auch ein Vortheil für jeden Einzelnen ist. Wenn aber Spaltungen da sind; wenn sich der eine Theil gar nicht mit dem andern vereinigen will zu einem beiderseits nützlichen Zwecke, weil er den Vortheil nur sich allein, nicht aber dem andern gönnt; wenn deshalb jeder lieber selbst darben, als dulden will, daß es der Andere mit ihm zugleich gut habe; wenn Vorschläge, welche der eine Theil macht, schon darum, weil dieser sie gemacht hat, von dem andern verworfen, und mit Hohn zurückgewiesen werden: dann ist es freilich nicht möglich, daß durch die Betriebsamkeit der Bürger selbst etwas zu Stande komme; dann sind sie ohnmächtig — nicht durch die Fesseln der Regierung, sondern durch ihre eigene Schuld.

3. Und diese Ohnmacht gibt Veranlassung zu einem neuen Übel. Diejenigen nemlich, welche die Regierung des Landes in ihren Händen haben, fühlen sich versucht, ihre Gewalt zu mißbrauchen, und statt für das Wohl des Volkes, für ihre eigene Bereicherung zu sorgen. Denn daß auch obrigkeitliche Personen nur Menschen, fehlbare Menschen sind, daß eine allzu nahe gebrachte Gelegenheit zum Bösen wie für uns Alle, so auch für sie gefährlich ist: das hätten wir, wenn es je bezweifelt werden könnte, in unsern neuesten Zeiten an so manchen merkwürdigen Beispielen lernen können. In mehr als einem Lande sah man Männer, die anfänglich weit bessere Gesinnungen gehegt, allmälig in wahre Tyrannen umgewandelt, weil die Gelegenheit sie dazu verführt hatte. Und wo ist diese Gelegenheit, wo die Versuchung zum Bösen größer als bei einem Volk, welchem der Gemeingeist fehlt, das mit sich selbst in Spaltung und Uneinigkeit lebt? Bei einem solchen Volke nemlich kümmert sich jeder nur um den eigenen unmittelbaren Vortheil; die Unterdrückung seines Nachbars ist etwas Gleichgültiges, wo nicht sogar Erfreuliches für ihn. Hier also kann die Regierung das ganze Volk bald unter das schmählichste Joch der Sclaverei versetzen und nach Belieben mißhandeln, wenn sie nur die List gebraucht, nicht alle Theile auf einmal, sondern den einen nach dem an-

dern anzugreifen. Bei einem ſolchen Volke kommt keine gemeinſchaftliche Berathſchlagung, um wieviel weniger eine Vereinigung und ein Zuſammenwirken aller Mitglieder zu Stande; denn was der eine Theil vorſchlägt, der andere Theil hört es nicht an. Hier alſo kann die Regierung jede auch noch ſo unbillige Forderung ſtellen, ſie findet nicht nur gar keinen Widerſtand, ſondern nicht einmal Widerſpruch und Tadel; und wenn man ja einzelne Stimmen hört, die ſich beklagen, ſo lauten dieſe, weil keine Rückſprache getroffen worden iſt, doch nicht gleichförmig mit einander, und können darum keine Berückſichtigung finden. Bei einem ſolchen Volke herrſcht, eben weil es ſich ſeiner Ohnmacht nur allzu ſehr bewußt iſt, auch Furchtſamkeit und als Folge davon, der Geiſt der Schmeichelei und der entehrendſten Wegwerfung ſeiner ſelbſt. Jeder fürchtet, ſpräche er ein Wort der Wahrheit, ſich die Gunſt der Regierung zu verſcherzen, ſich ihre härteſten Verfolgungen und Strafen zuzuziehen, ohne doch, weil niemand zuſtimmen will, dem gemeinen Beſten etwas genützt zu haben. Er entſchließt ſich alſo lieber, den Schmeichler und Lobredner zu machen, um deſto gefälliger zu ſein; er ſetzt ſich nicht nur ſelbſt und die Gewalt, welche von Amtswegen ihm zuſteht, ſo tief als möglich herab unter die Macht der höheren Ämter, ſondern er arbeitet auch daran, die Rechte des ganzen Volks immer mehr und mehr zu vernichten und in Vergeſſenheit zu bringen. Bei einem ſolchen Volke endlich herrſcht auch der Geiſt der Verleumdungſucht und falſchen Angeberei. Aus wechſelſeitigem Haſſe bemüht ſich jeder Theil den andern zu verkleinern, und deſſen Abſichten bei der Regierung in ein gefährliches Licht zu ſtellen. Auch die unſchuldigſten Handlungen werden, wie wir in unſerm Texte ſahen, der Obrigkeit auf eine Art geſchildert, die ſie verdächtig macht, und deren Einſtellung bewirkt. Iſt es zu verwundern m. Fr., wenn durch dies alles endlich die obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt verdorben werden? iſt es zu verwundern, wenn ganze Behörden dann ein Volk, das mit ſich ſelbſt in ſtetem Kampfe lebt, das ſo ohnmächtig iſt, ſo ohne Widerſtand jede Beleidigung erträgt, die Behandlung, die es erfährt, ſo falſch und ungereimt

beurtheilt, ſich ſelbſt freiwillig erniedrigt, und kein angelegentlicheres Geſchäft zu kennen ſcheint als ſich ſelbſt wechſelſeitig bei der Regierung anzuklagen, und in Verdacht zu ſetzen: iſt es zu wundern, wenn die regierenden Perſonen ein ſolches Volk am Ende verachten lernen, und die Meinung annehmen, daß es gar keiner beſſern Behandlung werth ſei?

4. Dies m. Fr., dies ſind die unglückſeligen Folgen, welche der Parteigeiſt bei jedem Volke hervorbringt. Wir aber erleiden durch ihn noch einen ganz eigenen Verluſt von größter Wichtigkeit. Die kurze Andeutung desſelben habe ich mir abſichtlich zuletzt erſparen wollen: Grade der Umſtand, daß wir ein aus ſo ungleichartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetztes Volk ſind, grade dieſer Umſtand würde, wofern es uns gelänge, den hiedurch veranlaßten Parteigeiſt zu verdrängen, uns zu einem der glücklichſten Völker von Europa erheben. Denn ein merkwürdiges Naturgeſetz iſt es, daß zur Entſtehung eines jeden Ganzen, welches uns den Anblick der Vollkommenheit gewähren ſoll, eine gewiſſe Ungleichartigkeit der übrigens wohlverbundenen Beſtandtheile nothwendig iſt. So wie der Boden, auf dem wir ſtehen, nur dann recht fruchtbar iſt, wenn er aus vielerlei Arten der Erde zuſammengeſetzt iſt: alſo iſt auch das Volk, das ſich von dieſem Boden nährt, nur dann ein glückliches und vollkommenes Volk, wenn es aus ungleichartigen Beſtandtheilen zuſammengefügt worden. Familien, die eine allzu große Gleichartigkeit in der Wahl der Perſonen zu ihren ehelichen Verbindungen beobachten, verlieren je länger je mehr an Geiſt und Körperkraft; während Ehen, die etwas ungleich ſind, eine Nachkommenſchaft erzeugen, die ſich durch ſeine ungewöhnliche Vortrefflichkeit auszeichnet, und die Tugenden beider Theile vereinigt, ohne die Fehler derſelben zu ererben. Das herrlichſte Volk des ganzen Alterthums, das hochbegabteſte, das bis auf den heutigen Tag von allen gebildeten Völkern bewunderteſte, das Volk der Griechen, es war aus den ungleichartigſten Beſtandtheilen gebildet: und wer mag zweifeln, daß dieſer Um-

ſtand zu ſeiner Vortrefflichkeit ſehr vieles beigetragen habe? Alſo wer weiß m. Fr., was auch wir ſelbſt ſein, oder werden könnten, wenn wir die Ungleichartigkeit unſrer beiden Volkſtämme, aus denen man uns nicht ohne Gottes Zulaſſung zuſammengefügt hat, weiſer benutzt hätten, und noch jetzt zu benützen anfingen? Wer weiß, was aus uns werden könnte, wenn wir ſtatt Haß und Zwietracht unter uns zu nähren, freundſchaftlich uns die Hände böten? wenn wir das Gute, das jedem Theil eigenthümlich iſt, allgemein machten? die Fehler nach und nach verdrängten? wenn wir ſoviel als möglich ſuchten, die beiden Volkſtämme ſo mit einander zu verſchmelzen, daß endlich nur ein einziger aus ihnen würde? Wer weiß, welch hohe Vortrefflichkeit dieſem noch zu erwartenden Stamme aufbewahrt iſt, zumal auch ſoviele andere Umſtände uns vermuthen laſſen, daß wir ganz und gar nicht die Vergeſſenſten der Kinder Gottes ſind. Denn welch ein fruchtbares Land hat er uns nicht zur Bewohnung angewieſen, wohl nicht blos darum angewieſen, damit wir auf einem ſo fruchtbaren Boden nur deſto ſchmerzlicher empfinden müßten, wie unglücklich wir, deſſen Bebauer, ſind! Aber ſolang wir uns nicht ſelbſt beſſern m. Fr., ſolang wir nicht den Geiſt der Zwietracht ausrotten: ſolang wird es uns nie beſſer, ſondern vielmehr ſtets ſchlimmer ergehen! Möchte das Wort unſers Herrn nicht eine Weisſagung werden, die ſich an uns erfüllt, ſondern zur Warnung dienen, die uns beſſert: „Ein jedes Reich,“ ſprach er, „das in ſich ſelbſt getrennt iſt, wird zu Grunde gehen *)! Amen.

*) Luk. 11, 17.

III.

Am neunten Sonntag nach Pfingsten.

Apostelgesch. 6, 1—6.

„Als zu jener Zeit sich die Menge der Gläubigen immer vermehrte, entstand ein Murren der Hellenen wider die Hebräer, daß ihre Witwen vernachlässiget würden bei der täglichen Ausspendung der Gaben. Da riefen die Zwölf die Gläubigen zusammen und sprachen: Es wäre nicht gut, wenn wir Gottes Wort hintanstellten, um die Tische zu besorgen. Darum, Brüder, sehet euch selbst unter euch nach sieben Männern um, des heiligen Geistes und der Weisheit voll, die wir anstellen können bei diesem Geschäft. Wir dagegen wollen eifrig dem Gebete obliegen und dem Dienste des Worts. — Dieser Antrag gefiel der ganzen Versammlung; und man erwählte Stephanus, einen Mann voll des Glaubens und des heiligen Geistes, dann Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus einen Judengenossen aus Antiochien. Diese stellten sie nun den Aposteln vor, welche über sie beteten und ihnen die Hände auflegten."

In unsrer vorletzten Versammlung m. Fr., war es, in welcher wir die für die Bewohner unsers Landes beschämende Wahrheit kennen lernten, daß die Christen des ersten Jahrhunderts in größter Eintracht und Liebe unter einander

gelebt, während ſie doch der Urſachen zu Uneinigkeit und Zwiſt in der That mehre gehabt, als unter uns obwalten. Der eben geleſene Text aber mag uns beweiſen, daß jene Eintracht gleichwohl auch ihre Unterbrechung gehabt, daß ſelbſt in der erſten chriſtlichen Gemeinde, die zu Jeruſalem beſtand, ſchon ein und die andere Mißhelligkeit ſich erhoben, die aber durch Klugheit bald wieder ausgeglichen wurde. Den Chriſten aus dem Heidenthume ſchien es, als ob man ihre Armen nicht ebenſo freigebig betheilte, wie jene, die aus dem Judenthume ſtammten. Sei dies nun Wahrheit oder bloße Täuſchung geweſen, genug es gab zu Klagen Anlaß, welche bei der damaligen Freimüthigkeit der Zeit bald den Apoſteln ſelbſt zu Ohren kamen. Die Weisheit, mit welcher dieſe ſich bei einem Vorfall ſo unangenehmer Art benahmen, verdient Bewunderung m. Fr.! Zuvörderſt ließen ſie die Sache nicht lange anſtehen, wohl wiſſend, daß eine Trennung der Gemüther, die erſt vor kurzem entſtand, leichter zu heilen iſt, als eine Spaltung, die einer veralteten Wunde gleicht. Kaum alſo hatten ſie Kunde von dieſem Übel erhalten, als ſie auch ſchon die nöthigen Anſtalten zu deſſen Abhülfe trafen. Man hatte ſie, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, im Verdachte, daß ſie bei der Vertheilung der Gelder unter die Armen, wenn auch eben nicht mit parteilicher Vorliebe für ihre jüdiſchen Stammgenoſſen, doch wenigſtens nicht immer mit der richtigſten Beurtheilung des Grades der Bedürftigkeit zu Werke gegangen ſeien; man war jetzt noch geneigt, die Schuld hievon auf die ſo vielfältigen Geſchäfte, die ihr apoſtoliſches Amt mit ſich brachte, zu ſchreiben. Noch eine kurze Zeit und es würde aus dieſem Gedanken ſich der Wunſch entwickelt haben, daß die Apoſtel doch lieber zu einer Theilung ihres Amtes ſich verſtehen, und das Geſchäft der Armenpflege in andere minder beſchäftigte Hände niederlegen möchten. Doch der Entſtehung dieſes Wunſches kamen ſie weislich zuvor, beriefen die Gemeinde, und eröffneten ihr, daß ſie der Pflege für die Armen enthoben zu ſein wünſchten. Dies war der unzweideutigſte Beweis, daß ſie dieſes Amt bisher gewiß nicht darum verwaltet, weil etwa ihr Eigennutz hiebei irgend ſeine Rechnung ge-

funden, oder weil ihrer Eitelkeit der Beſitz ſo vieler Ämter geſchmeichelt: ſondern nur darum, weil niemand Anderer da war, welcher es ſtatt ihrer hätte übernehmen können. Aber was wohl zu bemerken, nicht ſie ſelbſt erwählten die Männer, die dieſes Amt künftig zu verſehen hätten; ſondern der ganzen Gemeinde räumten ſie das Recht ihrer Erwählung ein. So nemlich zeigten ſie am allerbeſten, wie ganz und gar es nicht ihnen darum zu thun ſei, durch die beſtellten Perſonen einen gewiſſen Einfluß auf das Geſchäft ſelbſt noch immerfort auszuüben. So zeigten ſie, daß ihr Herz frei ſei von jener Eitelkeit, die über Alles herrſchen, die ſich die letzte Entſcheidung in aller Art von Gegenſtänden nur darum vorbehalten will, auf daß es ſcheine, daß Alles von ihnen allein ausgehe. So wurde ihr Beiſpiel eine Beſchämung und Zurechtweiſung für alle Machthaber der Erde, die ſich das Recht der Ernennung in ſo vielen mitunter ſelbſt ſolchen Fällen anmaßen, wo ſie die zu ernennende Perſon nicht einmal recht kennen. Das ſo viel weiſere Benehmen der Apoſtel hatte zur Folge, daß die Gemeinde zu Jeruſalem, da ſie nun ſah, wie aufrichtig man in dem Zwiſte vorgehe, auch ihrerſeits that, was ſich zu thun geziemte. Die ſieben Amtsvorſteher wurden ſämmtlich nur aus der Mitte der Heiden erwählt. Dies rührende Beiſpiel der Großmuth, den Heiden von Seite der Juden gegeben, wie hätte es nicht ſeinen beabſichtigten Erfolg erreichen, und wie die Partei, die ſich bisher zurückgeſetzt glaubte, nicht alsbald ausſöhnen, und ſie überzeugen ſollen, daß ſie Unrecht gethan, ſich über Menſchen zu beſchweren, welche ſo edel handeln können? — O daß die Zwiſtigkeiten, welche die Bürger unſeres Landes entzweien, doch eben ſo glücklich beigelegt werden könnten m. Fr.! Sie könnten es, wenn wir die Mittel, die hiezu nöthig ſind, mit eben der Weisheit, wie die Apoſtel in jener Zeit bewieſen, erkennen, und die Opfer, die hier von beiden Seiten gebracht werden müſſen, mit eben der Großmuth, die wir an der Partei der Juden bemerkt, auf den Altar der Vaterlandsliebe niederlegen wollten! Denken wir nach m. Fr.! aufrichtig und vor Gott — was hier zu thun ſei. Dieſes Nachdenken iſt der Ge-

genſtand, den wir für unſre heutige Verſammlung ſchon neulich feſtgeſetzt haben.

Wenn wir die Abneigung, die zwiſchen den beiden Volksſtämmen unſers Landes herrſcht, glücklich bekämpfen, und Eintracht und Gemeinſinn unter uns herſtellen wollen m. Fr., ſo muß unſre vornehmſte Sorge offenbar darauf gerichtet ſein, daß wir die Urſachen, die dieſe Abneigung hervorgebracht haben, oder doch jetzt noch unterhalten, nach aller Möglichkeit beſeitigen und unwirkſam machen.

1. Der Unterſuchung zufolge, die wir in unſrer vorletzten Verſammlung angeſtellt, ſteht dem Gemeingeiſt in unſerm Vaterlande kein wichtigeres Hinderniß entgegen als ſeine Sprachverſchiedenheit. Wer dieſe ganz beſeitigte, wer es dahin brächte, daß von den Bewohnern unſers ganzen Landes nur einerlei Sprache geſprochen würde, der würde der größte Wohlthäter unſers Volkes werden; ſo wie derjenige, der auf dem ganzen Erdenrunde einerlei Sprache einführte, der größte Wohlthäter der ganzen Menſchheit ſein müßte. Allein mit ſo viel Zuverſicht wir auch behaupten können, daß dieſes einſt — nach vielen Jahrtauſenden meine ich, zu Stande kommen werde; — ſo viele Mühe ſich auch die weiſen Vorſteher der katholiſchen Kirche gegeben, dieſe Zeit herbeizuführen; ſo unleugbar wir es ihren Bemühungen zu danken haben, daß die Anzahl der verſchiedenen Mundarten und Sprachen in Europa, und der Grad ihrer Verſchiedenheit doch viel geringer iſt, als er ſonſt geworden wäre; ſo offenbar endlich die Erfahrung lehrt, daß ſich die Menge der Sprachen auf Erden mit jedem Jahrhunderte vermindert: ſo iſt gleichwohl der glückliche Zeitpunkt, wo auch in unſerm Vaterlande nur einerlei Zunge herrſchen wird, noch keineswegs als ein ſo naher anzuſehen. Um deſto eifriger müſſen wir in Anwendung alles desjenigen ſein, was dieſe Sprachverſchiedenheit, ſolang ſie noch unter uns beſteht, möglichſt unſchädlich machen kann. Das erſte iſt, daß wir den noch ganz ungebildeten Theil unſers Volkes, die Böh-

miſchen ſowohl als die Deutſchen, über den Unterſchied der Sprache gehörig aufklären. Wir müſſen es dieſen Unwiſſenden erklären, woher der Unterſchied der Sprache auf unſerm Erdenrunde komme; wir müſſen ihnen zeigen, daß es ganz willkürlich ſei, ob man die Dinge ſo oder anders bezeichne, daß man aus Mangel der Verabredung bei den verſchiedenen Völkern der Erde nothwendig auch auf verſchiedene Bezeichnung der Begriffe habe verfallen müſſen; daß der auf dieſe Art entſprungene Unterſchied der Sprache der allerunweſentlichſte ſei, der unter den Menſchen nur immer ſtattfinden mag; daß es daher die größte Thorheit ſei, einen Menſchen ſchon darum weil er in einer andern Sprache ſich ausdrückt als wir, für etwas Beſſeres oder für etwas Schlechteres als uns ſelbſt zu halten; daß es bei uns doch nur auf die Gewohnheit ankomme, ob wir gewiſſe Töne angenehm oder unangenehm, wohl- oder übelklingend finden; daß daher nichts natürlicher als die Erſcheinung ſei, wenn einjeder von uns die Töne ſeiner Mutterſprache für die gefälligſten hält. Soviel m. Fr. für den ganz ungebildeten Theil unſers Volkes. Den aufgeklärteren müſſen wir überdies bitten, daß er die Streitfrage, welche von beiden Sprachen doch an ſich ſelbſt den Vorzug vor der andern verdiene, entweder ganz beiſeite ſetze oder doch nur mit der möglichſten Gelaſſenheit und Mäßigung behandle. Es iſt ein zweckloſer Streit, weil ſich aus ſeiner Entſcheidung, wie ſie auch immer ausfalle, gar keine Folgerungen für das Leben herleiten laſſen. Und ſo gleichgültig es auch jedem Theil im Grunde ſein ſoll, ob ſeine oder die Sprache ſeiner Gegner in dieſem Streite obſiegt, indem ſich ja Niemand die Sprache ſelbſt gegeben hat: ſo heftig ereifert man ſich dabei dennoch insgemein; ſo tief gekränkt fühlt ſich gewöhnlich derjenige, der zuletzt eingeſtehen ſoll, daß ſeine Sprache wirklich die minder gebildete ſei. Daher glaube ich denn m. Fr., jeder vernünftige Mann ſollte es ſich zu einer Regel gemacht haben, nie eine Sprache vor den Ohren ſolcher zu mißhandeln, die ſie als ihre Mutterſprache ver-

ehren, wofern er anders nicht mit aller Gewißheit voraussetzen kann, daß er Personen vor sich hat, welche über jeden Zweifel an der Wahrheit, von der ich so eben redete, erhaben sind. Doch dieses Alles kann nur verhindern, daß um des Sprachunterschiedes wegen keine Zwistigkeiten mehr unter Ihnen entstehen. Er, dieser Unterschied selbst, wird noch nicht weggeräumt. Sie aber sollen wissen, daß Sie auch zur Entfernung oder doch zur Verminderung dieses Unterschiedes überaus viel, und weit mehr, als es den Feinden unsers Wohles lieb ist, beizutragen vermögen. Vernehmen Sie wie? Jenem Theile von Ihnen, den Gott berufen hat, daß er einst für das Heil der Seele in unserm Volke sorge, dem wird auch anvertraut sein die oberste Leitung des Kinderunterrichts in allen Gegenden des Landes. Und eben deshalb wird es Ihnen, wenn Sie nicht einige Mühe und Arbeit zu Ihrem großen Zwecke scheuen, in diesem Verhältniß beinahe überall möglich sein, die zarte Jugend, die in Ihre Schule strömt, und nur einer der beiden Landessprachen allein kundig ist, auch mit der andern spielend vertraut zu machen; fast nirgends werden Sie bei diesem Vorhaben von Seite der Obrigkeit, und noch viel weniger von Seite der Eltern oder der Kinder selbst einen Widerstand erfahren. Kinder und Eltern werden sich vielmehr recht herzlich freuen, daß in Ihren Schulen etwas so offenbar Nützliches gelernt wird! Und wenn Sie diesen Unterricht anders auf die gehörige Art einleiten, wenn Sie ihn nicht durch Regeln, sondern durch unmittelbare Sprachübung ertheilen: so werden die schnellen Fortschritte, die Ihre Zöglinge machen, Sie in Erstaunen setzen. In weniger als Jahresfrist wird der Knabe, der vorher auch nicht ein einziges Wort von seiner nachbarlichen Landessprache kannte, in ihr seine Gedanken verständlich und fertig auszudrücken im Stande sein. Welch eine große nicht zu berechnende Wohlthat, besonders für jeden böhmischen Bewohner unseres Landes! Hat er die deutsche Sprache inne, so kann er nun wandern durchs ganze Land, und findet überall Menschen, denen er sich verständlich mitzutheilen vermag! Hat er die deutsche Sprache inne, so fließen nun alle Quellen der Bildung, aus welchen seine deutschen Nachbaren

ſchöpfen, auch für ihn ebenſo reichlich als für ſie! Hat er die deutſche Sprache inne, ſo kann er ſich die nöthige Kenntniß aller Geſetze, die ihn angehen, verſchaffen; ſo kann er ſein Recht vor jedem Gerichtſtuhle ſuchen; ſo kann er ſprechen mit der Obrigkeit, deren Oberherrſchaft von dem Geringſten anzufangen bis zu dem Höchſten im Lande anerkannt wird. — Aber auch wenn der deutſche Landesbewohner die Sprache ſeiner böhmiſchen Mitbürger gelernt hat, iſt es ein großer Vortheil für ihn ſowohl als für das Ganze. Nun kann er ohne Dolmetſch auch mit jedem Böhmen ſprechen, nun ſieht er ſich nicht mehr gehaßt von dieſem, ſondern vielmehr geliebt, und auch er ſelbſt, er ſelbſt gewinnt jetzt Liebe zu einem Volk, von deſſen richtiger, geſunder Urtheilskraft, von deſſen Gutmüthigkeit und mancher andern noch verkannten Tugend er, ſeit deſſen Sprache ihm bekannt iſt, täglich neue Proben erhält. Brauche ich es erſt zu ſagen m. Fr., was ſich hieraus ſo einleuchtend ergibt, daß es für jene Deutſche, welche das Schickſal in irgend einer Rückſicht zu Vorgeſetzten über Böhmen erhebt, eine der heiligſten Pflichten ſein müſſe, die Sprache ihrer Untergebenen zu erlernen? Denn ohne dieſe zu verſtehen, iſt es fürwahr kaum möglich, daß wir die Pflichten unſers Amtes erfüllen! um wie viel weniger, daß wir die Liebe und das Zutrauen unſrer Untergebenen gewinnen! Nur als Miethlinge müßten wir ihnen erſcheinen! und könnten auch wirklich nicht viel mehr als Miethlinge ſein! Denn »jeder gute Hirt (ſo meinte ſchon unſer Jeſus) muß eine Stimme beſitzen, die ſeine Schafe kennen!«*) Mag es alſo noch ſo beſchwerlich ſein, es muß doch geſchehen, ſoll dem Geringſten ſelbſt in unſerm Vaterlande ja einmal aufgeholfen werden. Und wie? Kennen wir nicht ſo viele andere Sprachen? Sprachen, die uns weit weniger angehen? lernen wir nicht die Sprachen der Länder Frankreich, Italien, England mit ſo viel Fleiß und Koſtenaufwand? Wie ſind wir nicht beſtrebt, uns dieſe in möglicher Vollkommenheit anzueignen, um

*) Joh. 10. 4.

von den Ausländern den wahrlich zweideutigen Lobspruch zu vernehmen, daß wir wie Einer der Ihrigen sprechen? Wer sollte es vermuthen, daß wir bei so vieler Aufmerksamkeit für eine fremde Sprache, so wenig Fleiß nur auf unsre eigene Landessprache verwenden? So wenig Fleiß sage ich? auch daß wir sie ganz vernachlässigen, sollt' ich behaupten, ja daß wir uns — ein fast unglaublicher Umstand! — auch sogar schämen, sie zu sprechen! O m. Fr.! bemühen wir uns, unsre Mitbürger von dieser Thorheit, die uns selbst den Ausländern verächtlich macht, zu heilen. Weit mehr, als an die großentheils unnütze Erlernung fremder Sprachen, denken wir doch an die vollkommene Erlernung unserer beiden Landessprachen! und muntern wir, so viel wir ein jeder in unserm Wirkungskreise vermögen, auch alle unsere Mitbürger auf zu einem gleichen Verfahren!

2. Je vollkommener uns dies gelingen wird, je mehre Deutsche wir vermögen, die böhmische; und je mehre Böhmen, die deutsche Sprache zu erlernen: um desto leichter wird sich und zwar zum Theil schon von selbst das zweite Hinderniß beheben, welches dem Gemeinsinn in unserm Vaterlande entgegen steht. Dieses ist nemlich die Ungleichheit in der Gemüthsart, in den Begriffen und Gesinnungen, die zwischen den böhmischen und deutschen Einwohnern unseres Landes statthat. Es ist sich nicht zu wundern, daß Menschen von welchen der eine die Sprache des andern nicht versteht, bei aller nachbarlichen Angrenzung in ihrer Gemüthsart, in ihren Begriffen und Gesinnungen gleichwol sehr von einander abweichen. Ihnen fehlt nemlich das ausgiebigste Mittel zur Verähnlichung, welches im Umgange gegeben ist. Es ist die wechselseitige Mittheilung unserer Meinungen, welche bei öfterem Umgange stattfindet, es ist das Abhören der Gründe unsrer Meinung, und die Beantwortung der wider sie erhobenen Gegengründe; es ist das öftere Sehen der fremden Handlungen, und die oft nur unwillkürliche, aber doch niemals unwirksame Nachahmung solcher Handlungen — was dem Umgange diese Kraft der Verähnlichung ertheilt. Je öfter also und je un-

gehinderter die Bürger eines und eben desselben Landes miteinander verkehren können, um desto mehr Aehnlichkeit erhält auch ihre ganze Art zu denken und zu handeln. Fügen Sie hinzu, daß Menschen, die einerlei Sprache verstehen, auch durch die größte Entfernung von einander noch nicht gehindert sind, eine Art von Umgang zu pflegen, durch schriftliche Aufsätze nemlich ihre Gesinnungen einander mitzutheilen; setzen Sie bei, daß Menschen, die einerlei Sprache reden, ihre Begriffe und Kenntnisse meistens auch aus denselben Quellen schöpfen, indem dasselbe Buch, welches der Eine mit Beifall gelesen und dem Andern angepriesen hat, auch von diesem wieder gelesen und zur Richtschnur angenommen wird; sie werden demnach gleichsam von einerlei Lehren geleitet, folglich auch beseelt von einerlei Gesinnungen sein. Wie sollte da nicht Eintracht und Gemeingeist herrschen unter ihnen? — Doch dies erinnert Sie vielleicht von selbst m. F., daß es ein Mittel gebe, wodurch man auch bei demjenigen Theile des Volks, welcher sich die Sprache des andern noch nicht geläufig gemacht hat, gleichwol dieselben Begriffe und Gesinnungen, wie sie bei diesem anzutreffen sind, verbreiten könne. Es ist die Übertragung der Schriften, die von dem einen Theile des Volks am häufigsten gelesen werden und den wichtigsten Einfluß auf seine Geistesbildung haben, auch in die Sprache des Andern, um sie auch diesem brauchbar zu machen. Wohl freut es mich, sagen zu können, daß auch in dieser unserer Versammlung es Einige gibt, welche an dieses heilsame Geschäft bereits gedacht; ja selbst schon dasselbe in Angriff genommen haben. Der Himmel gebe, daß dieser kleine Anfang von recht gesegnetem Erfolge sei! Er gebe, daß sich der Mitarbeiter, welche Sie freundlich unterstützen, Ihnen mit jedem Jahre stets Mehre gesellen! daß keine Eitelkeit und keine Sucht sich auszuzeichnen, die bisherige Lauterkeit Ihrer Absichten trübe, und Veranlassung zu Streit und Spaltungen, zu verderblichen Mißgriffen werde! Der Himmel nehme sie in seinen Schutz, aufdaß gewisse böse Menschen, die allem Guten feind sind, nicht Gelegenheit finden, die unschuldigste und friedlichste Unternehmung in einem Lichte darzustellen, in welchem sie der Ruhe

des Staates gefährlich erſcheinen, und ſo durch obrigkeitliche Gewalt eingeſtellt werden könnte!

3. Auf dieſem Wege einer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit iſt es, auf welchem auch das dritte Hinderniß des Gemeingeiſtes unter uns am glücklichſten bekämpft werden könnte. Ich meine das Erbitterung erregende Verhältniß, in welchem die deutſchen Einwohner unſers Landes zu deſſen älteren Bewohnern in früherer Zeit geſtanden ſind, und zum Theile jetzt noch ſtehen. Daß dieſes Verhältniß ſelbſt in all denjenigen Stücken, in welchen es noch beſteht, aufgehoben werde, das m. F. iſt eine Sache, die man wohl eher wünſchen als wirklich erwarten kann; zumal da ihre Ausführung, ſelbſt wenn der Staat ſie wollte, noch andere große Schwierigkeiten fände. So gibt es alſo durchaus kein anderes Mittel, wie trotz dieſes Mißverhältniſſes den Bürgern unſers Landes Gemeingeiſt eingeflößt werden könnte, durchaus kein anderes, das in unſrer Macht ſtände, als: die Verbreitung ſolcher Einſichten im Lande, durch welche die Nothwendigkeit des Gemeingeiſtes immer einleuchtender wird; und das Auftreten einzelner vortrefflicher Perſonen aus jedem Volkſtamme, welche durch ihre eigenen Vorzüge auch ihren ganzen Volkſtamm dem andern liebenswürdig machen. O daß doch Jeder aus uns in dieſer doppelten Rückſicht Alles, was ſeine Kräfte vermögen, leiſtete! Jeder, dem höhere Gaben von Gott verliehen ſind, der ſich geeignet fühlt, auch als Schriftſteller bei ſeinem Volke aufzutreten, möge für ſicher annehmen, daß er das ihm vom Himmel vertraute Pfund nicht beſſer anwenden könne, als wenn er Schriften verfaßt, welche den Gemeingeiſt in unſerm Lande befördern; Schriften, durch welche unſerm Volke allmälig einleuchtend wird die große Wahrheit: daß es durch ſeine bisherige Entzweiung, durch jenen Mangel an Gemeingeiſt, welchen es bisher bei ſo vielen Gelegenheiten gezeigt, Niemanden mehr als ſich ſelbſt geſchadet, Niemanden mehr Freude gemacht habe,

als seinen Unterdrückern! — Aber auch wem Gott so ausgezeichnete Anlagen nicht verliehen hat, daß er als Schriftsteller mit Glück aufzutreten vermöchte, oder wen seine Verhältnisse an dieser Art von Thätigkeit hindern, der unterlasse nicht zu thun, was er nur immer für diesen edlen Zweck vermag! Wer er immer sei, in welchem Stand er lebe, wird er nicht überall vielfältige Gelegenheit finden, mit seinen Mitbürgern zu reden von dem gemeinen Besten? Gibt es nicht tägliche Zusammenkünfte, in welchen wir uns mit der Erzählung und Anhörung merkwürdiger Veränderungen, die das gemeine Wohl betreffen, unterhalten? Wie viele Anläße hier, die schiefen Urtheile unserer Mitbürger auf gute Art zu berichtigen; sie mit den Vortheilen, welche der Gemeingeist hat, bekannter zu machen; ihnen zu zeigen, wie vieles sie ausrichten könnten, wie vieles Gute auch bei ihnen zu Stande kommen müßte, wenn sie nur ernstlich zusammen halten wollten? — Doch fast noch mehr als von solcher Belehrung verspreche ich mir von dem zweiten Mittel, das ich vorhin genannt habe. Denn so ist der Mensch geartet, er haßt und er liebt oft einen ganzen Stand, ja selbst ein ganzes Volk um eines Einzigen willen, der diesem Stande oder Volke angehört, und ihm sehr liebens- oder hassenswerth dünkt. So kann — freuen wir uns dessen m. F.! — so kann ein jeder Einzelne von uns, wenn er nur anders will, blos dadurch überaus viel zur Aussöhnung der beiden Volkstämme in unserm Lande beitragen, daß er an seiner eigenen Person ein hohes Muster der Vortrefflichkeit vor seinen Stammgenossen darstellt, und besonders dem andern Volkstamme sich von einer recht liebenswürdigen Seite zeigt. Ein jeder Böhme aus uns suche bei jeder Gelegenheit, die ihm der Himmel herbeiführt, dem Deutschen Güte und Liebe zu erweisen, ein jeder Deutsche thue ein Gleiches an dem Böhmen: und ich bin gewiß, wenn nur das kleine Häuflein der hier Versammelten diese so leichte, schon in jedem Augenblick sich belohnende Regel befolgen will, in weniger als zwei Jahrhunderten müßte aller Haß der beiden Volkstämme unsers Landes verloschen und

vertilgt ſein! Um wieviel gewiſſer, wenn Sie auch noch die übrigen Mittel, deren ich heut erwähnte, alle gewiſſenhaft anwenden werden! O thun Sie es m. F.! Bezeigen wir uns gegen ſo heilſame Aufforderungen, als es die gegenwärtigen ſind, nicht verſtockt wie jenes Volk der Juden zu unſeres Jeſu Zeiten, das ihm die bittere Klage erpreßte, wie er ihnen den Weg der Rettung vergeblich zeigen wollte, »daß er vergeblich ſich bemüht habe, es zu verſammeln, ſo wie ein Huhn die jungen Küchlein verſammelt!« *) Ach ſchmählichſter Untergang war die Strafe dieſer Verſtockung — zum warnenden Beiſpiel für alle ſpäteren Völker! Erkennen wir alſo beſſer als jenes Volk, »was uns zum Heile dient **), aufdaß auch wir in die Reihe derjenigen Völker zu ſtehen kommen, die eben jetzt von neuem aufzuleben ſuchen, nachdem die Stütze der Tyrannei zerbrach! Gott, welcher das Wohl der Völker liebt, wird auch uns beiſtehen im beſcheidenen Kampfe für die Freiheit! Amen.

*) Matth. 23. 37.
**) Luk. 19. 42.

Gedruckt bei Leop. Sommer (vorm. Strauß),
k. k. Hofbuchdrucker.

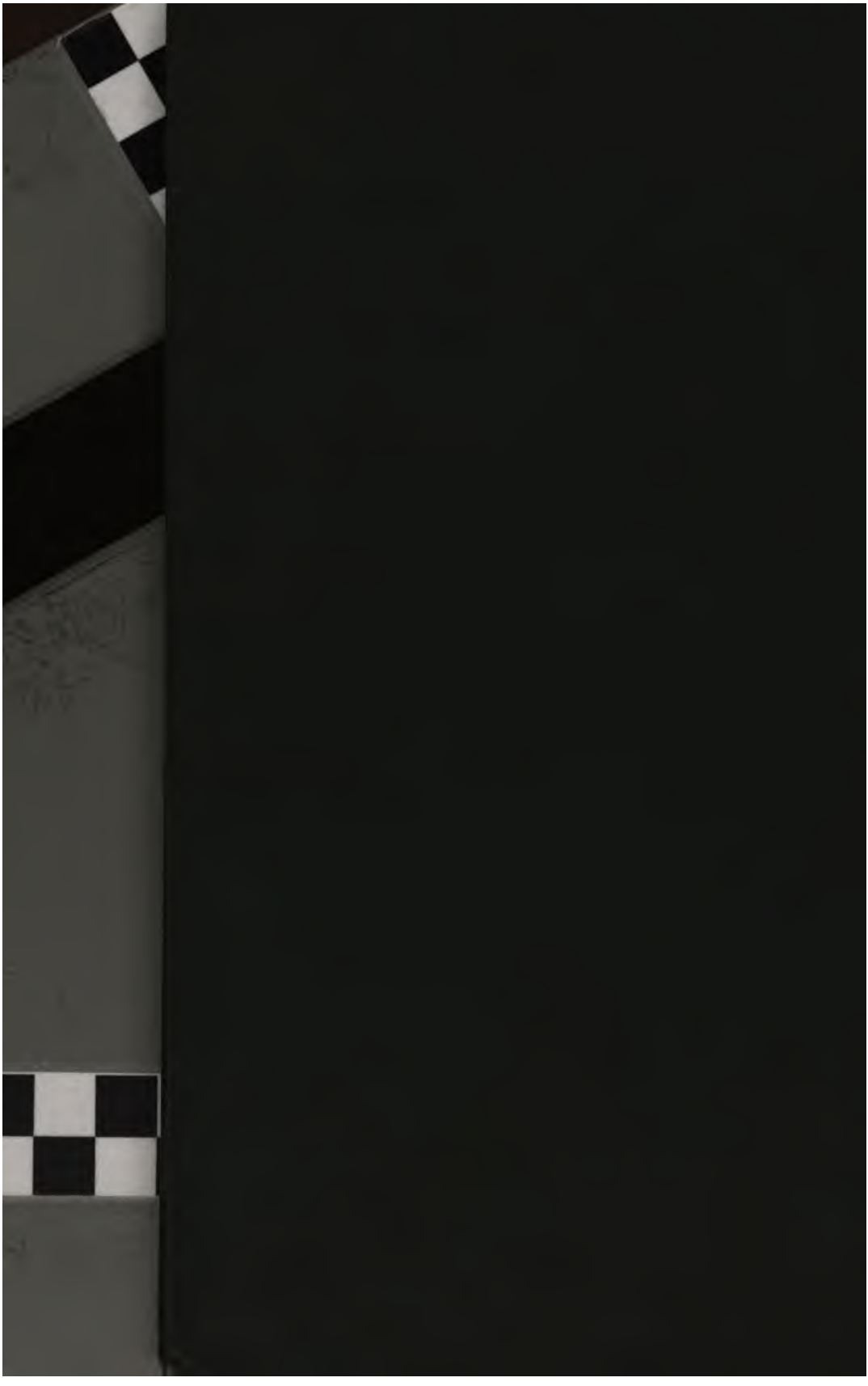
B 2967 .B6 U2
Uber das Verhaltniss der beide
Stanford University Libraries
3 6105 041 156 881

B6U2

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

28D DEC 18 1995

NOV 2 1995